

Geschichten aus deutschen Alpen

Arthur Achleitner



DIESES BUCH GEHÖRT:

Dieses Buch wurde in der Deutschen
Buch- u. Kunstdruckerei G. m. b. H.
in Zossen gedruckt u. bei der Leipziger
Buchbinderei-Actiengesellschaft
in Leipzig gebunden.

Die Bücher des Deutschen Hauses

Geschichten aus deutschen Alpen

Die Bücher des Deutschen Hauses

Herausgegeben von Rudolf Presber

Zweite Reihe

[illegible]. Band



Geschichten aus deutschen Alpen

von

Arthur Achleitner

Illustriert von Strzoda

1908
Buchverlag fürs Deutsche Haus
Berlin—Leipzig

„Wenn Bücher auch nicht
gut oder schlecht machen, besser
oder schlechter machen sie doch!"
(Jean Paul)

Arthur Achleitner

Arthur Achleitner

Unter den lebenden deutschen Autoren gehört Achleitner sicher zu den arbeitsamsten. Mit nicht zu erschöpfender Freude und Sorgfalt ist er unablässig bemüht, sein Spezialgebiet, das Leben und Treiben in Tirol und Steiermark, in Bayern und den österreichischen Grenzgebieten in den verstecktesten Winkeln aufzustöbern, zu studieren und künstlerisch zu formen. Er selbst ist eine Vollnatur mit merkwürdigen Widersprüchen und Eigenheiten. Wanderlustig, mit ungestümem Drang zur freien Natur; dabei doch mannigfaltigen und stillen Freuden der Studierstube hold; in der Musik gründlich ausgebildet, daneben begeisterter Jäger; ein warmer Freund und Verehrer des süddeutschen, kernigen Volkstums, das er an den Quellen aufsucht, und ein zeremonieller Hofmann, der seine zahlreichen Orden auf manchem fürstlichen Parkett spazieren führt; ein Bayer mit Leib und Seele, der — kein Bier trinkt und über dessen Wesen ein reichliches Tröpfchen preußischer Beamtensteifheit ausgegossen ist!

Arthur Achleitner wurde am 16. August 1858 im

bayerischen Städtchen Straubing geboren, ist also in diesem Jahre ein Fünfziger. Er entstammt einer Musikerfamilie, als Sohn des damaligen Stadtpfarrchoralisten Innocenz Achleitner in Straubing. Die Vaterstadt vertauschte er schon in jungen Jahren mit dem reizvoll zwischen Bergen liegenden Salzburg, wo er das Gymnasium besuchte, um sich, dem Wunsche seiner Eltern folgend, auf den Lehrerberuf vorzubereiten. Die freundliche Bergstadt ließ so schon in dem Jüngling die Freude an der Natur und die Liebe zu ihren intimsten Reizen keimen und wachsen. Und auch die längere Zeit gehegte Absicht, einmal Jugenderzieher zu werden, ist bei dem späteren Schriftsteller Achleitner nicht ohne Spur geblieben; darauf deutet die Vorliebe hin, mit der er in seinen Romanen, Skizzen und Novellen die Hüterbuben und die zu etwas gewalttätigen Streichen aufgelegten Bauernjungen schildert. Aber er wurde nicht Lehrer. Vielleicht mochte er dem Vater wohl, solang er noch des Sohnes Entwicklung mit sorgenden Augen überwachte, nicht den Schmerz antun, die Tradition der Familie zu durchbrechen. Nach dessen Tode aber folgte er eigener Neigung und innerstem Freiheitsdrange, indem er den Lehrerberuf aufgab und, mit einer sicheren musikalischen Ausbildung versehen, in die Welt hinauswanderte. Und auf abenteuerlichen Fahrten an den Ufern des Rheins hinab bis zu den Balkanstaaten, meldete sich jetzt auch

der Hang zur Schriftstellerei, zum volkstümlichen Erzählen, der bis dahin nur geschlummert hatte. Achleitner, der von frühauf gelehrt worden war und der gelernt hatte, mit scharfen Augen in die Welt und ihre Schönheit zu sehen, schrieb Feuilletons über das, was er auf seinen Wanderungen schaute und hörte. Die Artikel legten Zeugnis ab von einer flotten Beherrschung des Stils und einer seltenen Beobachtungsgabe und fanden sofort in angesehenen Zeitungen und Zeitschriften Aufnahme. Durch diese ersten Erfolge ermutigt, widmete sich Achleitner ausschließlich einer immer fruchtbareren Schriftstellerei, deren solide Unterlage durchdringendes Studium und tiefschürfende Erforschung des alpinen Volkstums bildete. Auf längere Zeit ließ sich dann der allzeit Unseßhafte und Wanderlustige auch an eine gebundene Tätigkeit fesseln, als er Ende der achtziger Jahre die Redaktion der „Süddeutschen Presse" in München übernahm, die er auch bis zu ihrem Erlöschen durchführte.

Aus dem Feuilletonisten entwickelte sich bald der Erzähler. Es entstand eine lange Reihe ernster und heiterer Geschichten, deren Schauplatz immer die bayerischen Berge, die Alpen oder die österreichischen Grenzlande mit ihrer verschmitzten Schmugglerbevölkerung bilden, und die Arthur Achleitner schnell zu einem der meistgelesenen deutschen Autoren machten. 1889—95 erschienen die

fünf prächtigen Bändchen der „Geschichten aus den Bergen“, 1892 „Aus dem Hochland“, 1893 neue Erzählungen aus den Bergen: „Im Gamsgebirg“, 1894 die ergötzlichen Weidmannsschilderungen „Grüne Brüche“, 1894 wieder Bergnovellen „Resche Luft“ und 1895 wiederum Jagdgeschichten „Fröhlich Gejaid!“ — um nur die wichtigsten zu nennen.

Achleitner lebt jetzt als freier Schriftsteller in München. Er durchwanderte allsommerlich in früheren Jahren die Berge Bayerns, Tirols und Steiermarks mit dem Stutzen in der Hand — standen ihm doch auch die schönsten fürstlichen Jagdreviere offen, von deren Besitzern er manchem freundschaftlich nahesteht — war bei Sennern und Sennerinnen, Grenzwächtern und Bauern, Hütern und Jägern, Förstern und Geistlichen als Mensch und Schriftsteller bekannt und gern gesehen und ließ sich — der bayerische Geheime Hofrat! — Älplergeschichten, Volksbräuche und Volksscherze auf der Streife im Wald oder am gemütlichen Herdfeuer von Mund zu Mund erzählen. Daher allein erklärt sich sein Reichtum an Stoffen, seine Unerschöpflichkeit an Beobachtungen. Im Winter kehrte er dann nach München zurück und tauchte die schaffensfreudige Feder ein zu neuem Plaudern und Fabulieren.

Der vorliegende Band enthält hauptsächlich Arbeiten aus Achleitners literarischer Entwicklungszeit,

aus der Epoche, da er als Alpinist und Jäger fast ständig, unbekümmert um Jahreszeit und Witterung, sich die Stoffe zu seinen Erzählungen im Alpenvolke suchte, in der Bergeinsamkeit seine Schicksalsfunde niederschrieb, sich genau an wirkliche Ereignisse hielt und auf alles Beiwerk verzichtete. Vielleicht gerade deshalb wirken diese schlichten, lebenswahren Novellen so stark auf den Leser.

K. E. K.

Das Branderl

Das Branderl

Achensee! Wem geht an seiner stahlblauen Flut das Herz nicht auf?! Das Füllhorn aller Reize der Natur ist ausgegossen, See und Berge aneinandergerückt zu einem Schmuckkästlein des Hochlandes, das alle Welt entzückt. In einem Seitentale vom See, von dem die Sage gleich dem Hechtsee geht, daß er unterirdische Verbindung unterhält, weil auch der Achensee am 1. November 1755 während des Erdbebens, das am gleichen Tage Lissabon zerstörte, in wilden Wogen aufschäumte, dann um vier Fuß sank und erst nach vierundzwanzig Stunden wieder seinen normalen Wasserstand erreichte, lag hoch auf der Leiten ein schmucker Bauernhof, auf welchem der Hachenbauer mit Weib und seinem Buben hauste. War ein gar aufgeweckter Kopf, dieser Bauer, wohlbewandert in alten Geschichten und Dingen, die geheimnisvoll den Menschen umgeben. Er kannte alle die wundersamen Kräuter, so den kranken Menschen heilen, wußte des Mondes Einfluß anzuwenden und galt als halber Doktor im Bergvolk. Wie sein Franzl als ABC-Schütz zur Schule wandern mußte den

weiten Weg bis zum Dorf am See, da fing der Bauer an, seine Wissenschaft dem Buben allgemach beizubringen. Just die rechte Zeit, denn schulgehende Buben pflegen ihre Tätigkeit mit Katzenhetzen und mit Vogelnestausnehmen zu eröffnen.

Im März war's, der Föhn strich über die Höhen und brachte den Schnee zum schmelzen, der Bergbach brauste hochgeschwellt zu Tal. Der Frühling wird bald ins liebliche Achental ziehen, und mit dem jungen Lenz kommen auch die Vöglein wieder. Schon mehrmals hatte der Hachenbauer nachgesehen, ob das Branderlnest an seinem Hause schon bezogen war. Wie der Bauer im Gebirge sich freut, wenn ein Schwalbenpärchen auf seinem Hofe nistet, so sieht er es auch gerne, wenn ein Rotschwänzchen (Ruticilla tithys), im Volksmunde Branderl genannt, im März sich ansiedelt und bis zum Oktober ein Freund des Hauses bleibt, denn ein Haus, in welchem das Branderl nistet, bleibt vom Blitz verschont. Das ist natürlich nur eine diesem lieblichen Vögelchen anhaftende Sage, aber die Bauern glauben sie steinfest.

Richtig war das Branderlpaar wieder da beim Hachenbauern zu dessen großer Freude. Und mit einem Prügel in der Faust band er seinem Franzl auf die junge Bauernbubenseele, ja dieses Branderlnest in Ruhe zu lassen wegen des Blitzeinschlagens. Erst schaute

der Franzl ziemlich dumm drein bei diesem durch den vorgewiesenen Prügel verschärften Verbote, aber später juckten dem Buben förmlich die Finger, gerade dieses Nest auszunehmen und den Blitz zu foppen.

Da aber auch ein schulpflichtiger Bauernbub weiß, daß es im Frühling noch nicht blitzt, so war es jetzt noch nichts mit dem Nestausnehmen. Auch waren noch keine Eier im Nest, wovon sich der Franzl am letzten Sonntag, während die Eltern zur Kirche gegangen waren, überzeugte.

Natürlich wollte Franzl noch mehr über das Vogerl wissen, das den Blitz vertreiben kann. Der Vater erzählte daher dem aufhorchenden Buben, daß sich die Branderl rächen, wenn man ihr Nest ausnimmt oder ihre Jungen martert, indem dann die alten Vögel dem Nestbeschädiger Feuer ins Haus tragen und das Haus anzünden.

Vor Staunen brachte der Franzl den Mund nimmer zu und in seinem jungen Gehirn entstand der Gedanke, die Geschichte unbedingt zu probieren. Aber wo? Im eigenen Hause war die Sache zu gefährlich, erstens wegen Vaters Stecken, den der Franzl heillos fürchtete, dann aber wäre es doch unangenehm, wenn die Branderl wirklich den Hof anzünden würden.

Aber der Franzl fand einen Ausweg: man nimmt ein Nest an einem fremden Hause aus und probiert die Wirkung bei fremden Leuten. Wo ein Branderlnest

im Hause sich befand, war leicht bei den Schulbuben zu erfahren, und als Grund zur Frage konnte man ja sagen, die Branderleier schmeckten so gut. Ja, pfiffig war der Franzl, das mußte ihm der Neid lassen.

Nach einigen Wochen wußte er schier ein halb Dutzend Branderlnester in der Umgebung, und eines Nachmittags trottete der Bub mit einem Schulkameraden, in dessen Haus ein Branderlpaar nistete, auf dessen Hof zu. Ihre Ankunft erregte keinerlei Neugierde, die Bäuerin sagte gleichgültig zum Hachenbuben: „So, bischt aa do!" und kümmerte sich nicht weiter um die Schlingel. Franzl aber mit dem Hausbuben kümmerte sich angelegentlichst um das Nest, das sie an der Scheune unter der Dachrinne bald aufdeckten. Jetzt war bloß die Frage, wie hinaufkommen; die Brandleiter konnten die Knirpse nicht tragen, und ein paar Knechte zum Leiterherbeischleppen anzureden, das ging auch nicht. Blieb nur der Weg, vom Heuboden auf das Dach zu klettern und auf demselben bis zum Nest hinzurutschen. Das Nest selber war mit einem einzigen Griff ausgenommen. Natürlich ging die Expedition unter Führung des Franzl vor sich, dem sich der Hausbub anschloß, während dessen Schwester, rasch verständigt, auf der „Paß" (Lauer) unten blieb, um Gefahr zu melden, falls der Bauer um die Wege kommen sollte.

Richtig kraxelten die kecken Buben auf das Dach

und rutschten verwegen dem Vogelnest zu, von welchem das Branderlweibchen ängstlich piepsend flüchtete. Das arme Tierchen hatte fleißig gebrütet, und jetzt kamen die bösen Buben und wollten die Eier rauben. Das Vöglein flatterte um das Haus wie um Hilfe suchend.

Draußen auf dem Feld arbeiteten die Eh'halten (Gesinde) unter Aufsicht des Bauers fleißig, es galt, die Fechsung noch trocken unter Dach zu bringen und deshalb hieß es eilig sein. Schon rollte es verdächtig am Firmament, und schwarze Wolken ballten sich unheildrohend zusammen. Wie der Bauer just wieder aufblickte und die Hand ausstreckte, um zu fühlen, ob es nicht schon tröpfelte, da sah er zu seiner Verwunderung seinen Buben und einen fremden dazu auf dem Dach der Scheune, und sogleich erriet er, was die Buben wollen: das Branderlnest plündern.

Mit einem Fluche lief der Bauer den Berg hinan, dem Hause zu und schrie keuchend den Buben auf dem Dache zu, das Nest in Ruhe zu lassen. Zu spät! Der Franzl hatte das Nest schon in der Hand, und neugierig guckte er zu den Wolken empor, ob nun der Blitz wohl herabkommen werde. Unten fluchte der Bauer und versprach den bösen Buben eine gehörige Tracht Prügel.

Jetzt wurde es kritisch, oben bleiben im losbrechenden Unwetter ging nicht und herunten wird es unzweifelhaft höllische Schläge vom erzürnten Bauern

geben, wenn der Franzl auf dem alten Wege zurück- und hinunterklettert. Wie aber, wenn er auf dem Dach weiterrutscht bis hinüber zur Tennenauffahrt? Dort ist's nicht zu tief für einen kecken Sprung, und vielleicht steht gerade niemand drunten zum Abfangen.

Der pfiffige Franzl wollte gerade seinem Schulkameraden zurufen, den alten Weg zurückzumachen, er werde schon nachkommen, da zischte und krachte es, als sollte die Welt zugrunde gehen. Ein Frühgewitter hatte sich entladen, der Blitz hatte eingeschlagen, aber nicht gezündet. Der Bauer war in der Tenne, um seinen Buben herabzuholen, das hatte der Franzl zu seinem Schrecken gesehen, waghalsig rutschte er über die nassen Schindeln und sprang keck hinab. Wohl kugelte er über das Tennenhügerl hinunter, aber weh tat ihm nichts und im Galopp flüchtete er vom Hofe des Schulkameraden; ihn mag jetzt der Hupfaufbauer hauen, so viel er mag, die Hauptsache blieb, daß der Franzl ohne Hiebe entwischt ist, und was ihn riesig freute, das war die Wahrheit vom Branderl und dem Blitz.

Zu Hause durfte der Franzl freilich nichts verlauten lassen von der heutigen Blitzprobe, da hieß es: nicht mucksen, denn wenn der Vater davon erfährt, dann o weh!

Am andern Tag war leider ein Schultag, also mußte der Franzl mit seinem Tornister talwärts marschieren.

Er überlegte aber, ob es geraten war, auf die heutige Geschichte hinauf ins Schulzimmer zu kommen. Wenn der Hupfaufbauer geplaudert hat, dann greift auch der Lehrer zum Staberl, der Franzl bekommt also für jeden Fall Hiebe.

Da er bis drei bereits zählen konnte, so konnte er sich zusammenfingerln: 1) Schläge vom Lehrer, 2) Hiebe vom Hupfaufbauer und 3) fürchterliche Wichse vom Vater, wenn dieser die Geschichte erfährt. Schwänzt der Franzl aber die Schule, so fallen die ersten Schläge weg. Richtig fand er tags darauf den Weg zur Schule nicht und drückte sich in den Bergwald, um dort zu warten, bis die Schule aus ist und der Heimweg angetreten werden kann. Wie gewöhnlich kam der Hachenfranzl auf dem Hofe an, feuerte seinen Schulranzen in die Ecke und bestürmte die Mutter um sein „Trumm" (Stück) Brot. Mitleidig meinte die Bäuerin: „Mei Franzl, heunt kriagst woltern viel Schläg!"

Der Bub legte wie in einer Vorahnung des Kommenden die Hände auf den Körperteil, der voraussichtlich demnächst von Vaters Stock wird bearbeitet werden und stimmte zum voraus ein tirolisch-indianisches Klagegeheul an. Und da war der zornglühende Vater auch schon, die Branderlgeschichte war verraten worden, der Hupfaufbauer hatte sie persönlich wutschnaubend auf den Hachenhof gebracht und fürchterlich geschimpft. Wohl

hatte Franzls Vater gelobt, seinen Buben gründlichst zu bestrafen, aber das war dem Hupfauf nicht genug. Ein Vater, dessen Bub solchen Frevel verübt, sei mitschuldig des gotteslästerlichen Frevels; wahrscheinlich sei der Bub dazu „angelernt" worden, und der Hupfauf bedanke sich dafür, daß man durch das Branderlnestausnehmen ihm seinen Hof anzünden wollte und vielleicht noch will. Eine solche Beschuldigung nahm nun der Hachenbauer nicht gutwillig hin, ein Wort gab das andere, fast wären die beiden handgreiflich geworden, und in bitterster Feindschaft schieden die sonst gut miteinander gestandenen Nachbarn. Und an alldem war der Franzl schuld, wehe ihm! Der Bauer klopfte seinen Buben, daß der Staub aufwirbelte, der Bub schrie, als stäke er am Spieß, aber unermüdlich sausten die Hiebe. Der Bäuerin ward selber Angst. „Bauer, du derschlagst ja den Buben!"

„Meinetwegen, ist kein Schad darum!"

„So?!" rief giftig die Bäuerin, „der Franzl ischt mein Bub aa, i laß 'n mir net umbringen!" Und resolut griff sie nach dem Stock. Aber der wütige Bauer verstand keinen Spaß, der Stock sauste weiter, und jetzt erwischte auch die Bäuerin einige kräftige Hiebe. Der Franzl aber benützte die für ihn günstige Wendung und entfloh mit grün- und blaugeschlagenem Körper.

Jahre zogen ins Land. Die Zeit, die sonst alle Leiden

und alle Gegensätze mildert, sie hatte in den nachbarlichen Beziehungen der beiden Bauernhöfe keine Änderung gebracht. Eine erbitterte Feindschaft blieb bestehen und machte jeden Verkehr unmöglich. Die Alten wichen einander aus, und die Jungen prügelten sich auf dem Wege zur Schule.

Die Branderlnester ließ fürderhin der stämmig heranwachsende Hachenfranzl in Ruhe, dafür aber war selbst auf dem höchsten Baume kein Waldvogelnest sicher vor seinen raubgierigen Händen. Der kränklich gewordene Vater war dem Bürschchen nimmer Herr; ans Bett durch lange Zeit gefesselt, vermochte er des Buben Treiben nicht mehr zu kontrollieren. Der Aufsicht los, drückte Franzl sich von der Bauernarbeit, wo es ging, und kletterte lieber hinauf in den Hochwald, wo die Holzer ihn bald alle Schliche lehrten, wie man dem Wild nachgeht und es dem Jäger zum Trotz zur Strecke bringt.

Drüben auf dem Hupfaufhofe wuchs der gleichaltrige Hupfaufbub prächtig heran, wie auch das Töchterchen Wabi (Babette) mit den rötlichblonden Haaren, so daß der alte Hupfauf sein Mädel scherzweise oft sein „Branderl" nannte. Als Jagdeigentümer des Seitengrabens bis hinaus an den Achensee nahm der Bauer nun auch seinen Buben mit ins Holz, auf daß er das edle Weidwerk lerne.

Und der junge Hupfauf begriff rasch und schoß sein Gamserl so sicher herab von der Felswand wie der Alte selber. Und je länger er das Weidwerk trieb, desto grimmiger ward sein Haß gegen die Raubschützen, die im Hupfaufrevier sich immer mehr fühlbar machten. Sie zu erwischen hielt freilich schwer, der Hupfauf hatte keinen Jäger vom Fach, er und sein Sohn Xaverl schossen sich ihr Wild nach Bedarf selber ab, und ein Bauer kann nicht wie ein Jäger immer im Revier sein. Die Jagd aber vergeben, verpachten, was er von seinen Vätern übernommen, das wollte der Hupfauf, solange er die Augen offen hat, nicht tun. Zudem lag ihm das Jagern zu sehr im Blute.

Xaverl war, den Stutzen und Schnerfer umgehängt, ausgezogen, um im Hochwald eine Sulze für das Hochwild anzulegen, das bekanntlich Salz sehr gern nimmt. Tapfer schritt der prächtig herangewachsene Bursch aus, der Weg ist weit durch den bergigen Wald bis hinaus an den See. Aufmerksam beobachtete er alle Anzeichen, das Insiegel, den Abdruck der Fährte, wenn ein Stück Wild über weichen Boden zieht und ihm an den Schalen Erde kleben bleibt, die später abfällt, und die Himmelszeichen, wenn der Hirsch durch eine Dickung zieht und dabei Laubblätter mit dem Geweih umwendet oder dünne Äste knickt. Oben in der Nähe der alten Sulze eräugte Xaverl auch schon einen starken Hirsch, und sorgsam

suchte er nach der Krone des Zwölfers, das charakteristische Merkmal, wenn von der Gabel des normalen Zehnenders die Hauptstange rückwärts knieförmig heraustritt, mit der Spitze nach innen gekehrt. Das Ende der Hauptstange tritt mit den beiden Gabelenden an einem und demselben Punkte der Hauptstange hervor, was den Charakter der Krone ausmacht. Der Xaverl bekam schier das Hirschfieber wieder bei diesem Prachtanblick des starken Hirsches. Sollte er sich anbirschen? Der Wind wäre gut, und so im Vorbeigehen einen Kapitalhirsch schießen, der Vater würde nicht wenig gucken. Während Xaverl noch überlegte, tuschte es oben, und vielfältig donnerte der Schuß in den Wänden. Den Xaverl riß es schier um. — Ein Raubschütz im Revier! Schußfertig sprang er aufwärts, jetzt war ihm der Hirsch gleichgültig, es galt, den Wilderer zu fangen. Der Raubschütz spürte sofort den Verfolger und suchte Deckung von Baum zu Baum. Ihm nach im raschen Laufe der Xaverl, bis die Lärchen und Buchen zurückblieben und Latschengestrüpp auf den Wandabsturz führte. Der Raubschütz wandte plötzlich, zielte und gab Feuer auf den Verfolger.

Haarscharf ging der Kugelschuß an Xaverls Ohr vorbei. „Franzl," rief er, „jetzt g'hörst mein!" Doch Franzl, der einstige Schulkamerad des Hupfaufbuben, lachte höhnisch. „Heunt no net!" rief er und sprang

der Felswand zu. Feuer auf den Schulkameraden zu geben, konnte sich Xaverl doch nicht entschließen, aber hetzen will er ihn, bis er sich gutwillig gibt. Franzl, der Raubschütz, ahnte diese Absicht und sprang tollkühn die Steilwand hinab. Wie gelähmt von Entsetzen stand oben am Rand Xaverl und blickte in die gähnende Tiefe. Die Schlucht war wohl dreißig Fuß tief, der Raubschütz mußte zerschellt unten liegen. Aber vielleicht konnte Xaverl ihm doch Hilfe bringen. Den Sprung nachzumachen, wäre Wahnsinn; aber ein Steigl führt, wenn auch auf stundenweitem Umwege, an den Felsen hinab in die Schlucht, und diesen Pfad kletterte Xaverl mit der Gewandtheit des Gebirgsjägers hinab.

Wie er aber auch suchen mochte am Fuße der Steilwand und in der ganzen Schlucht überhaupt, er fand keine Spur vom Franzl, wo er dessen zerschmetterten Leichnam zu finden glaubte. An den paar Latschen, die aus den Felsnischen kümmerlich hervorragten, hing er auch nicht, wo war der Bursch wohl hingeraten? Unbegreiflich, dieses Verschwinden.

Einmal herunten an der Talsohle, entschloß sich Xaverl zu einem Viertel Roten auf den Schrecken hin beim Dorfwirt am See, später will er nochmals ins Revier, den vermutlich von Franzl angeschossenen Hirsch ansprechen. Dem Wirtshause nahegekommen, traute Xaverl seinen Augen nicht, dort unter der Wirtshaustür

stand leibhaftig der Franzl, heil und gesund, und lachte vergnügt über das entsetzte Gesicht des Xaverl.

„Mensch, bist wirklich heil herunter?"

„I schon, i!"

„I hon di toter glaubt und in der Schlucht g'suacht."

„Glaub's gern; aber sellene Freud mach i dir net! Und derwischt hast mi net, hiazt kannst ma aa nix anhab'n!"

Xaverl konnte diesen Todessprung mit solch glücklichem Ausgang nicht begreifen, und in Gesellschaft des Raubschützen mochte er nach dem eben stattgehabten Rencontre auch nicht bleiben. So stieg er wieder aufwärts ins Revier.

Die Neuigkeit, daß der Hachenfranzl Raubschütz geworden, war groß für den Hupfaufbauern, sie verminderte den Haß gegen die Bewohner des Hachenhofes nicht, und hoch und heilig verschwor sich der alte Bauer, den Lumpen unschädlich zu machen im Revier.

▫ ▫

Vom Hachenhofe ging langsam ein Trauerzug auf dem schmalen Sträßlein hinab die Leiten ins Tal zum Kirchhof; der alte Hachenbauer hatte das Zeitliche gesegnet, jetzt führte man seine Leiche mit brennenden Lichtern hinaus zum Gottesacker am See. Tränenden Auges und betend gaben die gesamten Inwohner des Hachen-

hofes dem Toten das letzte Geleite. Auch dem Franzl war weh ums Herz; erst kürzlich hatte er dem Tode selber ins Auge geschaut durch den haarsträubenden Sprung in die Schlucht, er hatte sein Leben riskiert eines Hirsches wegen, und nun fühlte er bei aller Wildheit doch, wie ernst und majestätisch der Tod ist. Und wie gut war doch sein alter Vater! Seine Erzählung vom Branderl aus der Kinderzeit kam ihm wieder in die Erinnerung; wie schlecht hatte er doch dem Vater seine Güte gelohnt. Haß und Feindschaft heraufbeschworen, einen Lebenswandel geführt wie ein Lump; statt zu arbeiten, fremdes Wild geraubt! Wie weh mußte das dem kranken Vater getan haben! Die Reue zog ein ins Herz, und in Gedanken gelobte er Besserung auf dem Gange hinter der Leiche.

Vom Dorfkirchlein läutete die Sterbeglocke wehmütig hin über den See, der heute wie in Trauer dalag, die Berge verhüllt im grauen Nebel, als wollten sie den Trauerzug eines verstorbenen Bergbewohners nicht mitansehen. Der Trauerzug war an der Kirche angelangt, man hob den Sarg vom Wäglein, der Meßner brachte das Bahrtuch und breitete es über den rohgezimmerten Sarg. Schluchzend umstanden die Hachenleute die Leiche, die der Geistliche im Ornat einsegnete mit frommem Gebet. Schmerzerfüllt blickte der Franzl auf, wie der Sarg gehoben ward, um zur Grabstätte ge-

tragen zu werden. Er zuckte zusammen; das war unmöglich, dort neben den Weibsleuten des Trauerzuges stand Hupfaufs Wabi im Trauerkleid. Das liebe Mädel war herabgekommen, dem Todfeinde ihrer Familie die letzte Ehrung zu erweisen in christlicher Nächstenliebe. Niemand sonst vom Hupfenhofe war erschienen, bloß das gute Mädel war da, zu beten für den armen Toten. Vor Rührung und Schmerz zuckte Franzls Herz, er möchte aufschreien und laut weinen, aber er hatte keine Träne im Auge, ihm war selber zum Sterben weh. Der kahle Sarg rutschte polternd in die Tiefe, dumpf kollerten die Erdballen nach, der Priester bespritzte das Grab mit geweihtem Wasser. Requiescat in pace!

Die Leute zerstreuten sich nach dem Gottesdienste; mit Wehmut im Herzen, traten die Trauernden den Heimweg an. Dort auf dem Pfade, der zum Hupfaufanwesen führt, schritt die liebliche Wabi heimwärts im Gefühle, ein gutes Werk getan zu haben. Freilich, der Vater wird ihren Beileidsgang nicht gutheißen in seinem Haß gegen die Hacherischen, aber ihr Herz sagte ihr, daß sie recht getan. Und daß sie unbeachtet geblieben war, das freute das gute Mädel.

Wabi bog in den Hohlweg ein; noch ein Halbstündchen, und sie ist wieder daheim. Wer ihr wohl nachkommen mag? Eilige Schritte werden hörbar, das Mädel blickte sich um: „Jeß', der Franzl!"

„Wabi, Wabi!“ rief er und war mit Riesenschritten an ihrer Seite. „Vergelt's Gott tausendmal für dein Beileid und Mitgang!“ stammelte er.

„Ischt gern g'scheh'n, armer Franzl! Ischt decht (doch) traurig, den Vater zu verlier'n.“

„Wohl traurig! Aber dein Mitgang ischt ein guater Trost, Wabi! I dank dir!“

„Nichts zu danken, Franzl, mich hat mein Herz geleitet zum Totenamt!“

„Also hat's dein Vater gar net verlaubt?“

„Sell net! Er woaß es net.“

„Nacha noch viel tausendfach mehra Dank, Wabi!“

„B'hüat di Gott, Franzl, und bleib fürder brav, gel?“

„Ja, i gelob's, Wabi. B'hüat di Gott!“

Ein unnennbares Gefühl im Herzen, stieg der Franzl quer durch den Wald hinüber zum väterlichen Anwesen. Jetzt war er ja Bauer auf dem Hachenhofe. Soll der Jungbauer seinen bisherigen Lebenswandel fortsetzen? Nein, tausendmal nein, sagte ihm sein Gewissen, er will umkehren, auf daß sein altes Mütterchen noch Freude an ihm erlebe. Und wie hat doch die Wabi gesagt: „B'hüat di Gott, Franzl, und bleib fürder brav, gel!“ Ja, auch die Wabi soll zufrieden werden mit seinem Lebenswandel.

□ □

Was der Förster von Achenkirch dem Hupfaufbauern schon so oft gesagt hatte von der Windbruchgefahr, wozu der Bauer stets äußerte, es werde dem Wald nicht so viel machen, das war zur Wahrheit geworden. Der Bauer hatte schlagen lassen ohne jede Rücksicht auf Hiebrichtung und Schlagfront. Die brutale Axt öffnete den Wald dem sturzgefährlichen Wind just auf der verkehrten Seite. Der Förster wollte den Schlagfronten eine Richtung geben, welche möglichst senkrecht auf der Richtung des Windes steht und der Hieb sollte entgegengesetzt vom Winde im Bestand beginnen.

„G'schlag'n wird, wo i will!" sagte der Bauer und all die weisen Lehren des Forstamtes, daß Bäume zunächst an der Schlaglinie, bisher im Schlusse aufgewachsen und an den starken Windanfall nicht gewöhnt, gebrochen oder geschoben werden, wurden nicht beachtet.

„Die paar Baamerln bedeuten nix im Hochwald!" Was verstand ein bockbeiniger Bauer vom Wert des Kronenschlusses und den Gefahren der Lücken darin, in die sich der Wind einlegt, sie durch steten Umsturz neuer Bäume immer erweitert und ganze Bestände bricht. Was bedeutet die Besäumung der Schlagfläche, wenn der Waldbesitzer nicht hören will!

Der Hieb begann, wie es der Bauer haben wollte. Brummend war der Förster fortgegangen, er schimpfte

über den bockbeinigen Bauer, der sich seinen schönen Wald auf solche blödsinnige, forstwidrige Art selber ruiniert. Der Bauer war ärgerlich über den försterlichen Einspruch, und um auf andere Gedanken zu kommen, ging er, die Büchse umgehängt, hinüber ins Revier am See. Warum es ihn gerade auf den Felsbuckel zutrieb, der wegen seiner Unwegsamkeit mit Recht so verschrieen ist, wußte der Bauer selber nicht. Ehe er es merkte, war er in den Felsen drinnen und wohl oder übel mußte er jetzt weiter in die Wildnis, wenn er die Schneide des Bergrückens erreichen wollte. Dort an der Felsbuchtung, wo ein Bächlein in einer steilen Reuse herabrieselt, hatte er im vorigen Jahre ein paar Bäume legen lassen, damit man trockenen Fußes über das Bett des Wildbaches gelangen konnte. Die arg verwitterten Stämme lagen noch da, aber vom Schaumsturz stets benäßt, waren sie faul und schwammig geworden. Muß sie wieder erneuern lassen, dachte der Bauer. Diesmal werden sie schon noch halten. Eben betrat er die gefährliche, schmale Notbrücke, da knirschten Steine hinter ihm unter dem schweren Tritt eines genagelten Bergschuhes, rasch wandte sich der Bauer, er erblickte den Hachenfranzl, der zusammenzuckte, wie er den Hupfaufbauern gewahrte.

„Halt, Lump!“ schrie der Bauer und riß die Flinte von der Achsel, um sich schußfertig zu machen. Im selben



Achleitner, Geschichten a. d. deutschen Alpen. II. Bd. 38

Augenblick gab der morsche Baumstamm nach, rutschte und kollerte, ehe der Bauer auf den zweiten nassen Baumstamm treten konnte, in die Tiefe, mit einem gellenden Schrei stürzte der Bauer dem Stamme nach. Gurgelnd rauschte der Bergbach über den Abgestürzten und rot färbten sich die Wellen tief unten.

Nicht einen Augenblick besann sich Franzl, das Rettungswerk zu beginnen. Von Felsblock zu Felsblock schwang er sich abwärts, sprang kühn über die vielen Wandeln, bis eine Steilwand ihm den Weg versperrte. Sie umgehen, bringt zu viel Zeitverlust, zu einem Sprung ist sie doch zu hoch, aber einmal ist dem Franzl ja der Todessprung gelungen, jetzt gilt es ein Menschenleben, warum jetzt zaudern! Franzl kroch an den Abhang des Felsens, ein Blick hinunter belehrte ihn, daß ein Hinablassen an den einzelnen Latschenbäumchen möglich ist, wenn — die dünnen Stämmchen das Gewicht eines Menschen aushalten. Reißen die Wurzeln aus den Felsennischen, dann freilich ist der Sturz in die grausige Tiefe sicher. Franzl machte das Zeichen des Kreuzes und schon hing er an den Ästen der Zwergkiefer, immer tiefer greifend. Ein tollkühner Abstieg in freier Luft! Ein neues Hindernis! Der Latschenwuchs hörte plötzlich auf, die Felswand stürzte senkrecht nieder. Nun mußte Franzl den Sprung auf etwa zwanzig Fuß wagen, es gab für ihn keine andere Wahl. Seine

Fäuste ließen den letzten Ast los, der Bursch stürzte hinunter. — — — — — — — — — —

„Ach," seufzte der Hupfaufbauer und wollte sich aufrichten im Bett.

„Gott sei's gedankt, der Vater ist wieder bei Sinnen!" rief die abgehärmte Wabi, die tagelang und die vielen Nächte hindurch den bewußtlosen Vater gepflegt hatte, seit ihn selber todesmatt der Franzl auf den Hof geschleppt hatte. Der brave Bursch wurde selber ohnmächtig, kaum daß er den bewußtlosen Bauern an der Türe abgeliefert hatte. Was geschehen, wie sich das Unglück ereignete, konnte Wabi nicht erfahren. Sie mußte von den Knechten den armen Franzl auf seinen Hof tragen lassen und den armen Vater nahm sie selber, unterstützt von der schier ratlosen, verzweifelnden Mutter, in die Pflege.

Wie das Unglück kam, vermochte der alte Bauer erst nach mehreren Tagen bruchstückweise zu erzählen. Schuld war nach seiner Meinung der Lump Franzl.

„Nit möglich!" ruft Wabi aus. „Der Franzl hat 'n Vatern ja raufg'schleppt und war selber so zerschunden, daß er ohnmächtig an der Hoftür zusammengefallen ist."

„Wer? Der Franzl?"

„Ja, freilich!"

„Sell begreift ein anderer!" murmelte der Bauer und sank zurück in die Kissen.

Drüben auf dem Hachenhof lag der Franzl auf dem Schmerzenslager, aber seine Jugendkraft brachte ihn schneller wieder auf die Beine als den alten Hupfaufbauer. Gleichmütig, als wenn nichts geschehen, ging er der Bauernarbeit wieder nach und beaufsichtigte seine Knechte. Zum Mithelfen bei der groben Arbeit war er freilich noch zu schwach, der starke Blutverlust hatte ihn bös mitgenommen. Gottlob, daß der Schädel den Sturz ausgehalten hat, die Geschichte hätte doch recht schlecht ausfallen können, meinte der Franzl und seine Mutter gelobte eine Wallfahrt für den glücklichen Ausgang. „Wie's etwa dem Hupfaufbauern geht?" fragte der Franzl die Mutter, und im selben Augenblick trat mit einem „Grüaß Gott beinander" die Wabi in die Stube.

Das war eine große Überraschung! Seit der Branderlgeschichte hatte keines mehr von den Hupfaufischen den Hachenhof betreten, das war jetzt an die achtzehn Jahre her. Und jetzt kommt die Tochter, lieblich erblüht zur Jungfrau, um nachzufragen, wie es dem Retter des Vaters geht. Dem Franzl hämmerte das Herz, heiß strömte ihm das Blut zu Kopf. Die Wabi ist gekommen, nach ihm zu fragen, die liebe, gute Wabi. Der Franzl brachte schier kein Wort über die Lippen, ihm hatte die Überraschung die Sprache ver-

schlagen. Und zum alten Hupfaufbauern sollte der Franzl kommen, der Vater verlangt es, und die Wabi soll den Franzl gleich mitbringen!

Das konnte der Franzl schier nicht glauben, die Wabi mußte es ihm nochmal sagen. Dann nach herzlichem Abschied und einem innigen Dank ans Mütterchen für das Rettungswerk des Franzl trat das junge Paar den Weg zum Hupfaufanwesen an.

Dem Franzl hatte es richtig die Sprache ganz und gar verschlagen, kein Wort brachte er heraus, er ging stumm neben dem bildsauberen Mädchen her, nur seine Augen glänzten vor Seligkeit.

Da mußte wohl das Dirndl reden. „Hast Wort g'halten, Franzl, bischt woltern brav worden, wie d' es versprochen hast damals auf'm Hoamweg vom Totenamt. Hiazt ischt's Danken an mir, vergelt's Gott tausendmal dein guat's Werk an Vatern!"

„O, liab's Waberl, koa Ursach; ischt ja von Herzen gern g'scheh'n! Aber wia kimmt's, daß i auf'n Hupfaufhof kommen soll?"

„Der Vater will von dir nähender erfahren, wie du ihm aus der Klamm 'raufbracht hast."

„Ja, mein, da ischt net viel zu erzählen: der Vater hat mi an Lumpen g'hoaßen und ist abg'saust, eh i einen Finger hätte rühren können!"

„Sei eahm net bös, Franzl, wegen dem harten Wort, i bitt di schön."

„G'wurmt hat's mi schon, aber nachi bin i eahm aa glei und über die rot Wand hab i halt abihupf'n müssen."

„Jeß', Maria und Joseph, über die rot Wand bischt hinab?"

„Woll, woll!"

„Des hätt ja dein Tod sein können!"

„Schau, Wabi, i hon müssen, sonst wär ja dein Vater drunt im Wildbach verblüat' und dasoffen."

„O, du guater Mensch, hast dein Leben g'wagt für mein Vatern sein Leben, wia soll i dir nur danken?!"

Jetzt ging die Zunge geläufig, immer flotter ging das Plaudern mit dem hübschen Mädel. O, wenn er's Mädel in die Arme nehmen und nach Herzenslust abbusseln dürfte. Er hatt' es ja so sehr gern, das rotblonde Herzkäferl mit den Rehaugen. Er wunderte sich über seine eigene Kühnheit, daß ihm rausgerutscht war, er hätte ja ihr zulieb den Vater rausgeholt aus dem Teufelsgraben. Und die Wabi war wohl rot geworden bis über die Ohren, aber dann hatte sie gelächelt, hatte ihn bei der Hand genommen und gesagt, er wär halt ihr braver Franzl!

„Dein Franzl wenn i wär, o, wie glückselig wär ich dann!"

Und wie es kommen ist, das wissen bloß die zwei Eichkatzerln, die zugeschaut haben mit den hellen Äugelein, die zwei jungen Leute haben sich plötzlich umarmt und geküßt. Ihre Herzen hatten sich gefunden.

Auf den Hupfaufhof war der Franzl am selbigen Tag nicht gekommen, es wüßte ja jetzt die Wabi, wie's zugegangen ist. Dem alten Bauer imponierte es gewaltig, daß der Stolz den Franzl abhielt, sich des Bauern Dank zu holen. Wie der Vater aber wieder hatschen konnte, da zappelte er, von der Wabi begleitet, selber hinüber zum Nachbarn. Die Hachenbäuerin wollte den Ofen einschlagen vor Überraschung, nach ihrer Auffassung steht die Welt nimmer lang, da der Nachbar auf die Todfeindschaft verzichtete und selber auf den Hachenhof kam. Einen zweiten Ofen hätte die Bäuerin aber eingeschlagen, wenn sie die Zeit dazu gehabt hätte, wie der Hupfauf dem Franzl die Hand gab und ihm so herzlich für die Rettung dankte, daß allen das Weinen näher stand als das Lachen. Die alte Feindschaft ist aus, die Freundschaft ist mit Blut besiegelt und mit Salurner Rotem ward sie begossen, denn das seltene Ereignis der Anwesenheit des Hupfaufbauers auf dem Hachenhofe wollte die Hachenbäuerin mit Wein feiern, grad nobel. Und so stießen die Alten mit den Gläsern an und unten am Tisch der Franzl mit der Wabi, die sich selig in die Augen guckten.

Just hatte der Alte den Blick der zwei unten aufgefangen, und er wußte alles. Nicht der Christenpflicht wegen hatte ihn der Franzl aus dem Abgrund heraufgeholt, nein, aus Lieb für sein Mädel hatte er das Leben gewagt zum Rettungswerk. Na, ist teuer erkauft, Leben um Leben. Und so fragte er die Hachenbäuerin, die vor Vergnügen den Mund nimmer zubrachte, ob sie einverstanden wäre, wenn die zwei da unten ein Paar würden.

„O Jesus!" rief die grenzenlos überraschte Bäuerin und warf die Weinflasche um, daß sich der herrliche Rote über den Ahorntisch ergoß.

„Uje, a Kindstauf!" lachte vergnügt der alte Bauer, „Bäuerin, dir pressiert es aber!"

Die Liebesleute stellten sich möglichst harmlos, aber der Bauer entlarvte sie rasch und ergötzte sich an der Verlegenheit.

„So, stellt's Enk nur recht dumm, i woaß ja decht, wia i dran bin! I hon nix dawider, 's gibt eine schöne Hochzeit!"

Jetzt warf die Wabi vor Überraschung ihr Glas um. „Pressiert's dir auch so?" fragte der lustige Bauer.

Und zum Franzl gewendet, sagte er: „'s Dirndl g'hört dein, hast es redli verdient, aber hiazt laß mir die Hirsch in Fried, und Branderlnester wirst hoffentli koans mehr ausnehmen! Da hast m e i n B r a n d e r l,

die G'schicht vom Branderl ischt halt decht richti, sie tragen 's Feuer ins Haus," und damit deutete der fidele Bauer auf das rotglänzende Haar seines Mädels. „Du, Franzl, hast 's Branderlnest ausgenommen als Lausbub, jetzt kriagst 's Feuer ins Haus!"

„Juih! Mein liab's, süaß's, guat's Branderl!" rief der glückselige Franzl.

Der
Hoppbichler Fritzl

Der Hoppbichler Fritzl

Der Bauernknecht Fritzl Hoppbichler, ein sauberer Bursch, aber arm, war der Meinung geworden, jetzt lange genug sich allein durch die Bergwelt getrieben zu haben, weswegen er eine Bauerndirn, die noch weniger hatte, wie er selber, heiraten wollte. Der Fritzl stellte sich die Heiraterei äußerst einfach vor: er und sie gehen halt zum Vikar, der das Paar von der Kanzel verkündet, und nach vier Wochen wird die Trauung stattfinden. So hoch der Fritzl den Kopf auf dem Gang zum Widum trug, so tief ließ er ihn hängen, wie er die Pfarrhoftüre wieder hinter sich zugemacht hatte. Ja, wer hätte das gedacht, daß zum Heiraten der Gemeinedekonsens gehört, der bar in österreichischen Gulden bezahlt werden muß, hernach kostet der Pfarrer und Meßner auch noch etwas, von dem jungen Haushalt gar nicht zu reden, der doch auch in irgendeinem Häusel eingerichtet werden muß. Wenn der gute Fritzl seinen Bauern gefragt hätte, wäre ihm der Gang zum Widum erspart geblieben; aber der Fritzl hatte eben nicht im geringsten an Ehehindernisse geglaubt.

Der Herr Vikar war recht freundlich mit dem Burschen gewesen, der demütig und so verdattert vor ihm stand, als wäre sein ganzes Erdenglück in den Boden gesunken. Aber über gewisse Vorschriften kann der beste und stärkste Mensch nicht hinweg und selbst ein geistlicher Herr kann nicht zaubern. Etwas erspartes Geld hatte der Fritzl ja, er dachte, vielleicht langt es auf den Konsens und so probierte er sein Glück noch beim Gemeindevorsteher am nächsten Bauernfeiertag.

Hätte der Fritzl aber seinen Bauern vorher gefragt, so wäre ihm gesagt worden, daß der Vorsteher an einem Bauernfeiertag nicht in der Kanzlei zu finden sei. Richtig wurde der Fritzl ins Wirtshaus geschickt, wo der Vorsteher mit den „schwersten" Bauern der Gemeinde beim Roten saß. Sich an den schweren Bauerntisch zu setzen, war für einen Knecht nicht angängig. Es muß nicht bloß der Schuster, sondern auch ein Knecht beim Leisten bleiben. Der Teufel selber mußte es gewesen sein, der dem Fritzl den Gedanken ins Hirn blies, den Vorsteher aus der Wirtsstube herauskommen zu lassen. Wie der anfänglich ob dieser „Pressiererei" erstaunte Vorsteher erfuhr, daß der Bauernknecht bloß wissen wollte, wie viel ihm zum Heiratskonsens an Geld fehle und dann gar das Ansinnen gestellt wurde, den Rest an Geld für den Konsens in Raten nach vollzogener

Heirat an die Gemeinde abzahlen zu dürfen, da krümmte sich der Vorsteher vor Lachen, ward aber bald sackgrob über solche knechtische Unverschämtheit. Ehe die fehlenden dreißig Gulden nicht auf Heller und Pfennig bezahlt seien, soll der Knecht ja nicht daran denken, sich vor dem Vorsteher blicken zu lassen. Damit ließ der Bauernbürgermeister den Fritzl gehen. In der Wirtsstube aber lachten die Bauern über den Abzahlungsvorschlag, daß ihnen die Bäuche wackelten.

Wohin der Fritzl kam, überall ward er verulkt wegen seiner Heirat auf Raten, so daß der arme Kerl sich mit seinem verletzten guten Herzen völlig verkroch und den Menschen auswich, wo er nur konnte. Da auch sein eigener Bauer ihn verhöhnte und aus Bosheit den Lohn auch nur in Raten zu zahlen erklärte, da riß dem Fritzl leider die Geduld, er trug dem Bauern Hiebe an, wenn er sein sauer verdientes Geld nicht auf einmal erhalte; natürlich ward nun der Knecht aus dem Hause geworfen.

Nicht minder übel erging es Fritzls Dirndl, das jetzt die Ratenbraut tituliert wurde und an Stichelreden so viel zu hören bekam, daß sie Knall und Fall den Dienst verließ und in eine Nachbargemeinde auswanderte.

Den Durst nach Rache für den erlittenen Schimpf im Herzen stand der Fritzl obdachlos draußen im Bergwald. Zorn und Wut trübten ihm den Verstand, und

je mehr er in der kalten Herbstnacht fror, desto glühender wurden seine Rachegedanken.

Was jetzt beginnen, da der gefürchtete Winter jeden Tag mit grimmer Macht ins Land kommen konnte? Bei einem anderen Bauern anklopfen und um Arbeit bitten, ist vergebens und würde dem Burschen nur neuen Hohn einbringen. Der Fritzl darf Gott danken, wenn er nicht mit Hunden vom Hofe gehetzt wird! Und warum alles dies? Weil er in seiner gutmütigen Dummheit den Abschlagszahlungsvorschlag gemacht und seinen Bauern beleidigt hat. Aber ist denn er nicht selber aufs tiefste beleidigt und verhöhnt worden?! Ihm ist bitteres Unrecht geschehen, und dafür will er sich rächen.

Schneidend kalt blies der Nachtwind, die ersten Flocken wirbelten zur erstarrten Erde, sie brachte dem obdachlosen Burschen in Erinnerung, daß er ausgestoßen ist aus der Gemeinschaft; statt glücklich vereint zu sein mit dem Weibe seiner Wahl, muß er jetzt in rauher Winternacht um eine notdürftige Unterkunft in einem Heuschober froh sein. Und heiraten will er dem Vorstand zum Trotz, und wenn er das Geld hierzu stehlen sollte!

Ha, stehlen! Das ist das wahre. Die fehlenden dreißig Gulden stehlen und wem stehlen? Niemand anderem als dem hochmütigen Vorsteher selber. Und ganz verbohrt in diesen unglücklichen Gedanken kletterte der rachegierige Knecht wieder zu Tal und schlich auf den

Hof des Gemeindevorstehers. Der Hund war nicht heraußen, wahrscheinlich in der unteren Stube eingeschlossen, das begünstigte das Verbrechen. Wenn der Dieb in die Tenne gelangen kann, dann gelingt auch der Einstieg ins obere Stockwerk und in die Gutstube, wo wohl das Geldspind des Bauern zu finden sein wird. Behutsam stieg der Fritzl ein, das Verbrechen gelingt leichter, als die Ausführung gedacht war. Vor dem erbrochenen Holzkästchen überlegte der Unglücksmensch aber doch, ob er mehr Geld nehmen soll, als die zum Heiraten nötigen dreißig Gulden. Nimmt er mehr, dann ist er ein ganz gemeiner Dieb. Die entwendeten dreißig Gulden will er später doch wieder ersetzen, also nahm er nur diese Summe und schlich wieder auf gleichem Wege aus dem Hause.

Die Tat des Verbrechens war geschehen, an dem hochmütigen Vorsteher war die Rache erfüllt. Jetzt aber mußte Fritzl noch Proviant haben, denn in dem Gemeindebezirk darf sich der Bursch nach dem Diebstahl nicht mehr blicken lassen. Mehl und G'selchtes entwendete er seinem früheren Dienstgeber und noch in selber Nacht flüchtete er in die Bergwildnis.

Ein Schrei der Entrüstung durchdrang die Gemeinde, beim Vorsteher war eingebrochen worden und das konnte kein anderer getan haben, als der flüchtige Hoppbichler Fritzl. Nach ihm fahndeten die Gendarmen, ihn ver-

folgten die Bauernsöhne mit scharfgeladenen Gewehren, eine Menschenjagd wurde inszeniert. Monatelang dauerte die Menschenhetze, sie ward zum Kesseltreiben, so oft irgend ein Bauer nächtlicherweile heimgesucht und seine Vorratskammer geplündert wurde. Die erbitterten Bauern veranstalteten regelrechte Streifzüge durch das Gebirge, sie fanden Menschenfährten und rückten dem Gehetzten so nahe auf den Leib, daß nur ein wahnsinniger Sprung in die Tiefe den Heimatlosen vor dem Ergreifen schützen konnte. Aber nur sein Schnerfer (Rucksack) ward der Patrouille zur Beute. Und was fanden die Bauern darin, die gestohlenen dreißig Gulden nebst einigem Mundvorrat. Im Triumph wurde die Beute aufs Gemeindeamt gebracht, der Vorsteher hatte sein Geld wieder, der Fritzl hatte vergeblich gestohlen. Nun war sein Verbrechen haarscharf erwiesen, weshalb auch die Grenzaufseher Befehl erhielten, die Gendarmerie in der Fahndung nach dem Verbrecher zu unterstützen.

Der wahnwitzige Sprung in die Tiefe mußte dem verwegenen Burschen gelungen sein. So viel man das Wildbachbett und das Unterholz im Graben auch durchsuchte, nirgends fand man den, wie man glaubte, Zerschellten. Und auch im Gemeindebezirke spürte man daraufhin nichts mehr von ihm, die nächtlichen Besuche in den bäuerlichen Vorratskammern unterblieben, der Dieb mußte sich wohl anderswo aufhalten.

Auf Lichtmeß zu, wenn der Tag wieder zunimmt, steigert sich des Winters Strenge gewöhnlich noch einmal zur bittersten Kälte, bis dann der Föhn sie bricht und den Schnee von den Höhen jagt. Böse fluchten zwei Grenzaufseher, die bei solch fürchterlicher Kälte pfadlos durch den klaftertiefen Schnee bergaufwärts mußten, die Grenze zu revidieren. „Keinen Hund soll man hinausjagen," brummte der eine Aufseher, „aber für uns gilt kein Grund und kein Wetter." Tot und still war es in der Natur, weiß alles, wohin der Blick sich richtete, ein Meer von Eis und Schnee. Und diese fürchterliche Kälte! Die Grenzjäger freilich schwitzten vor Anstrengung, die Höhe durch die Schneemassen zu gewinnen. Überall waren Spuren des zu Tal gezogenen Wildes zu sehen, der Hunger trieb es abwärts zu menschlichen Behausungen und den Heuscheunen. Wer nicht muß, meidet die vom eisigen Wind umwehten Höhen, auf denen der Tod lauert.

„Horch, was war das?" rief der eine der Grenzaufseher und scharf horchten beide hinüber an den Waldsaum. Wie ein menschlich Wimmern klang es herüber, stückweise vom rauhen Bergwind verschluckt. Die Grenzer schoben Patronen in die Gewehre und sicherten nun, Deckung suchend, hinan den Wald. Doch sie brauchten die Kugel nicht im Laufe, vor ihnen lag unter einem notdürftigen Rindendach auf dünner Heuschicht ein

Mensch, wimmernd vor Schmerz, der Hoppbichler Fritzl mit gänzlich erfrorenen Händen und Füßen, der die Grenzer herzerschütternd bat, ihn, der nicht mehr stehen noch viel weniger gehen kann, hinabzutragen und dem Gerichte einzuliefern.

Nur fort aus der gräßlichen Schneewüste!

Auf einer schnell aus Baumästen hergestellten Bahre schleppten die Grenzwächter den fast erfrorenen, durch volle acht Monate gejagten Menschen hinunter, und auf einem Schlitten ward er dem Gerichte eingeliefert. Mit zweieinhalb Jahr schwerem Kerker büßte der Unglückliche sein Verbrechen des Diebstahls, fürs ganze Leben aber blieb er ein Krüppel und armer Mensch, ruiniert wegen dreißig Gulden, die er nie mehr zusammenbrachte und deshalb, sowie seines ruinierten Körpers wegen nicht mehr zum Heiraten kam. Das war der Lebenslauf des armen Hoppbichler Fritzl.

Ad argumentum hominum

Ad argumentum hominum

Ad argumentum hominum," pflegte der treffliche hochwürdige Kurat des tirolischen Dörfleins Brandenberg zu sagen, wenn dieser Priester andeuten wollte, es sei ein schlagender Beweis geliefert worden. Erwischte ein Pfarrangehöriger verdientermaßen eine Tracht Prügel, so hatte der Kurat nichts gegen dieses fühlbare argumentum hominum, solange eben die verdienten Hiebe in Einklang zu der verübten Übeltat zu bringen waren. Blieb einer der Kirche zu lange fern, ohne daß die Witterungsverhältnisse diese Lässigkeit entschuldigten, so erfolgte eine Mahnung von der Kanzel ad argumentum hominum und die Leute nahmen sich das Argument zu Herzen. Einen kreuzbraven Mann pflegten die wackeren Brandenberger ihren Seelsorger zu nennen, und sie wären durchs Feuer für ihn gegangen, wenn es nötig geworden wäre. Daß sein Sprichwort auch auf ihn Anwendung finden könnte, das hätte der Kurat freilich nie geglaubt.

Der Wahrheit gemäß konstatierte der Seelsorger, der seine Leute gründlichst kannte, in Brandenberg und

Steinberg werde nichts gestohlen, ehrlichere Leute wie in diesen Bezirken gäbe es auf der ganzen Welt nimmer. Man dürfe Dukaten vor der Schwelle des Hauses liegen haben, sie würden nicht gestohlen. Dieser Ausspruch aus so kompetentem Munde erfüllte die Brandenberger zunächst mit nicht geringem Stolz, selbst der kleinste Bauernbub befleißigte sich, des größten Vertrauens würdig sich zu erweisen. Natürlich erfuhren auch die zu Brandenberg weilenden Sommerfrischler von dieser schönen Tugend der Bergbewohner, und zwei Herren fragten den Kurat eines Abends beim Dämmerschoppen im Wirtshause, ob denn wirklich in Brandenberg nichts gestohlen werde. Mit dem heiligen Eifer der festen Überzeugung beschwor der Seelsorger die Wahrheit dieser Behauptung und fügte seinem Ausspruch bei: „Gott sei Dank, hat es seit vielen Jahren meines hiesigen Wirkens kein gegenteiliges argumentum hominum gegeben."

Im fröhlichen Zecherkreise besprach man diese Brandenberger Gemeindetugend und gar manches „Prosit" ward dem geistlichen Repräsentanten der Gemeinde zugetrunken. Erst wie der Mond über die Bergrücken kletterte und das so lieblich gelegene Hochplateau von Brandenberg mit seinem Silberlicht überflutete, trennte man sich, und die Sommerfrischler ließen ihre Zimmertüren offen, weil ja doch nichts gestohlen werde in Brandenberg.

Lebt der alte Gott nicht mehr, kann alte Tugend sich über Nacht in junges Laster verwandeln? Das Unglaubliche war geschehen, wehklagend verkündete die Pfarrhausköchin von Brandenberg es den ganz verstört blickenden Dörflern, daß während der Nacht drei der schönsten pfarrherrlichen Hühner, sauber geputzt zum heutigen Sonntagsschmause, gestohlen, geraubt worden waren. Wie Flugfeuer verbreitete sich diese Schreckensnachricht von Haus zu Haus, Bauern und Sommerfrischler eilten zum Pfarrhof, das Unglaubliche bestätigt zu hören. Ganz geknickt hörte auch der Herr Kurat, daß von der Wahrheit zur Lüge nur ein einziger, noch dazu winzig kleiner Schritt sei.

„Also doch!" jammerte er. Die Hühner, so den pfarrherrlichen Tisch hätten heute zieren sollen, verschmerzte er gerne, aber daß die Brandenberger einen Fleck auf ihrer bisher unangetasteten Ehre haben sollten, das schmerzte den wackeren Priester tief. Ein Diebstahl, ein Einbruch in Brandenberg, ja noch dazu im Widum*) war unerhört, und die Kunde davon drang auch zur

---

*) Nach alten Urkunden ist der heutige Ausdruck Widum für Pfarrhof in Tirol auf bäuerliche Widmung zurückzuführen, indem sich mehrere Bauern zur Stiftung (Widmung) eines Priesterhauses und Erhaltung desselben in einer Gemeinde vereinigten, die eines eigenen Geistlichen und entsprechenden Pfarrhauses entbehrten.

Gendarmeriestation unten in Rattenberg, welche sofort einen Hüter der Gerechtigkeit nach der Stätte des Verbrechens absandte. Angesichts der vollbrachten Tat verfehlten auch die Sommerfrischler nicht, dem armen Kurat das Beileid mit dem Bemerken auszusprechen, daß man jetzt wohl vorsichtshalber die Türen nachts versperren werde. Insbesondere die zwei Herren, welche die Behauptung des Kuraten über die sprichwörtliche Ehrlichkeit der Brandenberger tags zuvor etwas ungläubig aufgenommen hatten, ließen es an ironischen Bemerkungen über den Diebstahl im Widum nicht fehlen, doch wollten sie nicht verletzen und zum Zeichen guten Willens bei so schlechter Tat eines Verruchten baten sie den um seinen Sonntagsbraten gebrachten Geistlichen zu sich im Wirtshause zu Tisch. Dem bestohlenen Geistlichen blieb auch keine andere Wahl, seine Köchin war ohnedies so verstört, daß sie nicht einmal irgendeine Eierspeise hätte richtig fertigbringen können. Die Herren nahmen also den armen Kuraten mit und ertränkten all den Unmut und Ärger im wonnigen Herrgottskinderwein, so der Kalterer Seewein genannt wird, allweilen die Bürger von Kaltern „Herrgottskinder" sind.

Mittlerweile war auch das Essen fertig, und lustig, als wenn es keine diebischen Brandenberger gäbe, wurde das Mahl begonnen. Ei, wie die Löffel klirrten und

die Gabeln klapperten, die Gläser wieder zu einem Prosit zusammenklangen wie Sphärenmusik.

Auch der hochwürdige Herr war kein Kostverächter, und warum sollte just er keinen Herrgottskinderwein trinken, sintemalen dieser Tropfen so wohlig zu schlürfen ist. Hinuntergespült die Sorge und den Verdruß der heutigen Nacht, zumal ja der Kurat nichts für die verruchte Tat konnte. Und weil der Widum heute keine Hühner hatte, so bot das Gasthaus angenehmen Ersatz, lieblich braungebratene Göckel mit der appetitlichen Petersilie im Schnabel.

„Nur zugreifen, Hochwürden! Ja, warum denn nicht?! Einer gut gebratenen Gans steht auch ein gut gebratener tirolischer Gockel nicht nach, nur haben muß man ihn!" So witzelte die lustige Tafelrunde durcheinander, bis sie genug hatte des guten Weines und schwarzer Kaffee das Mahl beschloß. Man wünschte sich „gesegnete Mahlzeit" nach guter deutscher Sitte, und der Kurat wollte für das köstliche Mahl den Spendern danken. Lachend wehrten diese jeden Dank ab, denn Hochwürden habe sein argumentum hominum heute selbst verzehrt, die Ehre der Brandenberger sei nach wie vor unverletzt.

„Wieso?" meinte der erstaunte Geistliche.

„Weil Hochwürden Ihre eigenen Hühner verzehrt haben, die wir heute nacht aus dem Widum gestohlen

haben — ad argumentum hominum Brandenbergensium!"

Lustig stimmte der Kurat in das allgemeine Gelächter ein, rasch die Gläser nochmal gefüllt, ad argumentum hominum, der Kurat von Brandenberg und die Brandenberger Ehrlichkeit, sie leben hoch!!!

Und argumentum hominum hat mir diese lustige Geschichte der liebenswürdige Herr Kurat vor vielen Jahren selbst erzählt und erlaubt, sie weiterzuerzählen, dieweilen in Brandenberg und Steinberg noch immer nichts gestohlen werde. Den wackeren Priester deckt leider längst der grüne Rasen; er starb als Stadtpfarrer von Rattenberg.

Franzosenfurcht

Franzosenfurcht

An allen Gliedern zitterte der Bierbrauer Mayrhuber, seit er die Kunde vernommen, daß der Krieg mit Frankreich erklärt sei und Bayern den Feldzug gegen den gallischen Erbfeind mitmache. Nach Mayrhubers Ansicht ist das bayerische Land ganz sicher verloren, er befürchtete ein zweites Jahr 1866, nur daß diesmal die Franzosen ins Land kommen und alles massakrieren würden. „Wir sind verloren, alles geht schief!" jammerte der Brauer in seinem oberbayerischen Landstädtchen und gebärdete sich so verzweifelt, als stünden die Franzosen schon vor München. Was ihm ruhigere, weniger ängstliche Leute auch zuredeten, für ihn galt es ausgemacht, daß der Krieg unglücklich für die Deutschen und namentlich für Bayern enden werde. Wenn nur die Namen Zuaven und Turkos genannt wurden, ward dem überängstlichen Brauer übel.

Die Truppen waren fort, jetzt ließ der Mayrhuber sich nicht mehr halten; ledig war er, ohne allen Anhang; wer sollte ihn hindern, auszuwandern in ein Land, wohin die schrecklichen Franzosen nicht kommen können.

Wenn er über die österreichische Grenze geht, ist er geborgen. Er sprach die Absicht aus, nach Tirol zu ziehen, und bald fand sich ein Käufer für sein Anwesen. Freilich wäre die Brauerei mit dem großen Gutsbesitz bedeutend mehr wert, aber der Käufer zahlte bar, und der Brauer wollte fort, ehe die Franzosen ins Land kommen. Sein ganzes Vermögen in der Geldkatze (Gurt) um den Leib geschnallt, wanderte der Brauer noch in derselben Stunde, als ihm die Kaufsumme bar auf den Tisch gelegt wurde, der Grenze zu. Er nahm nichts mit von Kleidern, als was er am Leibe trug. Nur fort! „Adje, liebes Bayern, Gott schütze dich vor den Franzosen!"

An der tirolischen Grenze hörte der Auswanderer noch die Kunde vom Sieg der Deutschen bei Weißenburg, er sagte: „Wer's glaubt?" und trat über ins tirolische Land. „Geborgen vor den Franzosen!" rief er und fuhr Innsbruck zu, sein Geld in österreichische Währung umzuwechseln.

Im Wirtshause des Dorfes Brandenberg, das weltentlegen auf dem Plateau zwei Stunden von Rattenberg aufwärts liegt, hatte sich ein einsamer Mann einquartiert. Wie er, den Schnerfer auf dem Rücken, angewandert kam in unscheinbarer Kleidung, sah man ihn als einen verspäteten Touristen an. Aber der Mann blieb ständig da, und so mußte der Gemeindevorstand

ihn wegen der Polizeikontrolle doch nach Namen, Stand und Erwerb fragen. Der Fremde machte gar kein Hehl daraus, daß er der wegen der Franzosen ausgewanderte Bierbrauer Mayrhuber aus Bayern sei, der sein Anwesen verkaufte und nun für immer im Dorfe bleiben werde, weil es ihm just hier gefalle.

Der Ortsvorsteher guckte nicht wenig. Alles verkaufen und flüchten wegen der Franzosen, die, das wußte man auch in diesem Gebirgsdorfe bereits, so fürchterliche Schläge von den Deutschen erhielten, das war ja unglaublich und leuchtete niemand ein. Sonderlichen Respekt bekamen die Gebirgsbauern gerade nicht vor diesem Ausreißer; aber er verhielt sich ruhig, zahlte stets bar, was er benötigte von den Dorfhandwerkern, und an Festtagen kam es ihm auf einige Liter Roten auch nicht an, wenn die Bauern ihm Gesellschaft leisteten. Im Zecherkreise durfte man von allem, nur nicht vom französischen Krieg sprechen, das vertrug der Ausgewanderte nicht, wie er auch keine Zeitung in die Hand nahm, um nicht die Greuel der Franzoseninvasion in Bayern lesen zu müssen.

So kam es, daß die kleinsten Dorfbuben wußten, der Napoleon sei gefangen worden, nur der Bräuer wußte nichts davon. Er kletterte von Alm zu Alm und blieb monatelang im Gebirge, bis die Unbilden des anziehenden Winters ihn wieder herab ins Dorf trieben.

Dann kaufte er sich ein im berühmten Brandenberger Jagdrecht, das man dem zahlungsfähigen neuen Mitbürger nicht verweigern wollte. Schießzeug und Jagdausrüstung kam von Innsbruck herauf, und statt in die Malztenne, ging der Brauer jetzt auf die Birsch und schoß Hochwild.

Während draußen die siegreichen Heere heimzogen ins geliebte Vaterland, ins junge Deutsche Reich, stieg unser Angstmaier den tirolischen Hirschen nach. Wochenlang blieb er vom Dorfe weg, dem Weidwerk obliegend, bis er endlich ganz ausblieb. Sollte er verzogen sein? Nichts deutete darauf hin, im Wirtshause lagen seine „sieben Zwetschgen“ wie immer herum, der Schnerfer lag hinter dem großen Ofen der Wirtsstube, oben in seinem Zimmer war alles im gewöhnlichen Stand. Der Exbrauer fehlte nun schon zwei Monate, und das machte den Gemeindevorsteher doch besorgt. Vielleicht war dem Fremden doch etwas zugestoßen im Gebirge auf der Jagd, der Mann ging auch immer eigensinnig ohne jede Begleitung. Wenn er ein Stück Hochwild zur Strecke brachte, schickte er immer einen Hüterbuben mit Rapport ins Dorf, damit der Hirsch geholt werden konnte. Aber jedes Lebenszeichen fehlte seit Monaten. Das Durchsuchen des Gemeindebezirkes hatte aber seine Schwierigkeiten, denn der Brandenberger Bezirk umfaßte nicht weniger als vierunddreißig Gehstunden Land.

Indes, nachgesucht mußte werden, und so wurde eine Kommission von mehreren Bauern zusammengestellt, die zunächst alle Höfe abzugehen und von den Höfen wieder Leute ins Gebirg zu senden hatte. Immer näher der Grenze kam die Kommission, schon war man nahe der Erzherzog-Johann-Klause im Tal der Brandenberger Ache, wo es hinausgeht ins bayerische Land, und von welchem Walddistrikt eine wunderschöne Sage erhalten ist. Im Winter vor vielen, vielen Jahren arbeiteten im Brandenberger Tale Holzknechte an sogenannten Eisrisen, sie fertigten eine Rutschbahn aus angefrorenen Holzstämmen von der Höhe bis zum Bache hinab, auf welcher die geschlagenen Holzbloche und Scheitholz zur Trift hinabbefördert werden. Da diese Risen das Holz am besten befördern, wenn es recht kalt und die Rutschbahn vereist ist, so wird die Zeit der „Gfriar" (Gefrorensein) so schnell wie möglich ausgenützt. Ohne Frost mußte man die Rise fleißig mit Wasser begießen, dann rutschte das Holz auch, aber nicht so gut wie auf vereister Rise. Einst hatten, wie Alpenburg es aufgezeichnet hat, solche Risenarbeiter zu hinterst in den Brandenberger Urwäldern so beschwerliche und harte Arbeit, daß sie in Ausnützung der „Gfriar" auf die Weihnachtsfeiertage vergaßen. Inmitten der Arbeit hörten sie plötzlich ein wunderbares Glockengeläute, und deutlich war die Glocke von Brandenberg zu vernehmen, obgleich

die Arbeiter volle sieben Stunden vom Dorfe entfernt waren. Die Holzer stutzten und vermochten sich das Wunder nicht zu erklären. Als die Glocken immer lieblicher zur Andacht riefen, da meinte einer: „Weiß Gott, heunt ist g'wiß der heilige Abend und 's Christkindl nahet uns." Daraufhin stellten die Holzer die Arbeit ein trotz der „Gfriar" und eilten heimwärts, wo sie gerade zur Christmette rechtkamen.

Die Bauern der Kommission sprachen gerade über diese überlieferte Sage, da kam ihnen ein Hüterbub entgegen, der auf Befragen zu melden wußte, drinnen im Häusllochbach in einem wildzerrissenen Seitengraben liege ein Mann. Die Kommission kletterte hinüber, richtig lag ein stark in Verwesung übergegangener Leichnam im Wasser, der Exbrauer mit zerschmettertem Schädel. Ob der Unglückliche ermordet wurde oder abgestürzt war, das vermochten die Bauern nicht zu entscheiden. Sie erstatteten die Anzeige, auf daß das Gericht den Fall untersuche. Und der Gerichtsspruch lautete: abgestürzt! Der Mann mußte unvorsichtig den Graben überquert haben, an die latschenbewachsene Felswand geraten sein, trat fehl und stürzte ab. Am Leichnam hing noch die Geldkatze, gefüllt mit Dukaten, ohne welche der Bräuer nie ausging. Das Gericht nahm auch seinen übrigen Nachlaß in Augenschein und im Schnerfer hinter dem Ofen, wo so mancher schon des Weines

Dunst verschlafen und den Rucksack als Kopfpolster benützt hatte, fand man in Noten österreichischer Währung die Summe von — zwanzigtausend Gulden. Das Gold trug der Sonderling stets bei sich, das Papiergeld ließ er im Schnerfer in der Gaststube liegen. Aber bei der sprichwörtlichen Ehrlichkeit der Brandenberger war das Geld im Schnerfer so sicher wie in einem eisernen Geldschrank. Es fiel auch niemandem bei, den fremden Rucksack aufzumachen. Das Vermögen nahm das Gericht in Verwahr, und wurde die Heimatgemeinde hiervon verständigt.

Es ist wohl nur ein Zufall, daß der Mann, der sein Heimatland aus Franzosenfurcht verlassen, sein Leben in der Tiroler Bergwelt verlor, als der deutsch-französische Krieg glorreich für die deutschen Waffen beendigt wurde. Ein einsames Marterl an der Unglücksstätte verkündete das traurige Schicksal dieses Mannes, bis Sturm und Unwetter die Gedenktafel morsch machten und die gurgelnden Wellen die Trümmer fortrissen.

Der Furt-Michel

Der Furt-Michel

So charakteristisch der Landstrich zwischen dem Brandenberger- und Achental ist, so charakteristisch sind auch die Bewohner desselben, ein grundehrlich Volk, die Burschen und Männer stämmig, der Typus der Gebirgsmenschen an der bayerisch-tirolischen Grenze, gutmütig, solange der Jagdteufel im Menschen nicht wachgerufen ist, der zu den schärfsten Konflikten im eigenen Volke gerade im Gemeindebezirk Brandenberg führt und geführt hat, so dort die Bauern die Jagdherren und ihre Knechte die sie bestehlenden Wilderer sind.

Der in der Gemeinde Brandenberg beheimatete Keuschlersohn Furt Michel fing mit etwa sechsundzwanzig Jahren an, sich zu einem Original auszuwachsen. Bis zu dem angegebenen Zeitpunkte war der junge Michel das Kind armer Leute, urwüchsig aufgewachsen in der verwitterten Hütte in der Talmulde, bis das Gesetz ihn mit arg zerschundenen Höschen und dem einzigen rupfenen Hemdchen in die verhaßte Volksbildungsstätte trieb. Die harte Zeit des Schulbesuches ging indes wie üblich vorüber, und der junge Michel mußte selber sehen, wie

er durch die bucklige Welt komme. Im Hochland ist die Auswahl des künftigen Berufes, zumal bei einem armen Keuschlerbuben, nicht besonders schwer; zum Holzer war der Michel einstweilen noch zu schwach, also wurde er zuerst Halter (Hirte). Ein benachbarter Bauer brauchte einen „Goaßer“ (Geißhirte) für den Sommer, und für den Winter wird sich schon eine Beschäftigung für den Michel finden.

Richtig übernahm der Michel die Ziegenherde, und frohen Mutes trieb er die Naschmäuler auf, und abends kam er wieder herab zum Bauernhof. Nun war der Michel der Meinung, nach dem abendlichen Heimtrieb der Geißen beginne für ihn die Lungerzeit, eine Art von gebirglerischem dolce far niente, eine Meinung, welche die Bäuerin durchaus nicht teilte; denn der Goaßer mußte ohne Geißen „kindsen“, das heißt, die Kinder seines Bauern warten. Den Gift (Ärger) des Michel kann man sich vorstellen, wenn man weiß, daß er seine eigenen Geschwister nicht kindsen wollte, jetzt aber kindsen mußte, wenn er nicht den Kostplatz verlieren wollte. Eine Zeitlang fügte er sich ins Unvermeidliche, bis ihm eines Tages oben bei den Felswänden der Gedanke kam, das unerträgliche Joch abzuschütteln durch eine energische Tat. Der gute Michel guckte den Ziegen das Grasfressen ab in der Meinung, durch den Grasgenuß auch so springen zu lernen wie

die Ziegen, auf daß ihn sein Bauer nicht mehr einfangen könne. Michel fand darin nichts Dummes, sondern etwas ganz Gescheites, und begann sofort, als ihn der Magen juckte, mit dem Grasen. Platt auf dem Bauch liegend, knabberte er das kurzstielige Gras ab und biß tapfer drauf los, wiewohl ihm ein Stück Roggenbrot lieber gewesen wäre.

Den grünen Brei hinunterzuschlucken, wollte fürs erste nicht gelingen, aber der energische Wille zwang ihn hinunter. Abends fehlte der Michel im Bauernhofe, seine Ziegen waren ohne den Hirten hinabgezogen. Wie am andern Morgen der Grasfresser merkte, daß der Bauer mit einem großmächtigen Stecken auf die Weide zustieg, verzog sich der Michel schleunigst aufwärts und stieg keck in die Felsen. Der Bauer lockte seinen Geißer zärtlich, aber Michel witterte die Schläge für seine nichtswürdige Tat, die Herde verlassen zu haben und verkroch sich unauffindbar in das Felsenlabyrinth. So an vierzehn Tage lebte der Flüchtling in der Höhle und nährte sich vom Alpengras, bis der Magen das Grünzeug nicht mehr annahm und dem Michel so grausam schlecht wurde, daß er auf allen Vieren zu Tale zog. Der erboste Bauer trischakte seinen Geißer gehörig durch, und auch die Bäuerin versalzte ihm mit dem Schlappschuh das Grasfressen gründlich. So mußte der Bursch wieder kindsen und Geißen hüten, bis der Gendarm ihn zum

Militär holte. Etwas Angenehmeres hätte man ihm gar nicht erweisen können, als den kaiserlichen Rock anziehen und in den Krieg ziehen zu müssen. Die Menageknödel taten das übrige, der Furt-Michel ward ein tapferer Soldat, der bei Custozza am 24. Juni 1866 ganz mörderlich auf die Italiener einhieb. Seine Kameraden bekamen großen Respekt vor ihm, und weil der Michel überall dabei war, wo die Kugeln am lustigsten pfiffen und Michel immer unversehrt blieb, so verbreitete sich die Meinung, er hätte sich „g'froren" (schußsicher) gemacht. Just am Tage der heißen Schlacht bei Custozza glaubte dies der Michel selber; schon war der Sieg für Österreichs Fahnen entschieden, da kam noch ein Küglein geflogen und durchbohrte dem Michel den rechten Puls. Verwundert beguckte er diese unerwartete Bescherung, mit dem G'frorensein war es also nichts, aber mit dem Sterben war es auch nichts; flugs pappte er sich ein Kugelpflaster auf die Wunde und zog mit seiner Kompagnie weiter, als wenn nichts passiert wäre. Einen anderen hätte dieser Schuß durch den Puls umgebracht, der Michel aber war in vierzehn Tagen wieder gesund und munter.

Der Ausspruch seines Hauptmannes, daß der Michel ein Mensch von Stahl sei, sollte sich für sein weiteres Leben bewahrheiten. Der Krieg war aus, die Militärzeit um, der Mensch von Stahl war wieder in seiner Berg-

heimat; der Geißer von früher war natürlich Holzer geworden, für Holzknechte des Hochlandes gibt es nichts besseres als einen Körper von Stahl und ein Büchserl von Eisen. Ein Gamserl wegputzen oder den Brandenbergern gar einen starken Hirsch niederknallen, das waren beliebte Sonntagsvergnügungen der Holzer, wobei es aber sehr aufpassen heißt, denn die Brandenberger Schützen verstehen, wo ein Hirsch in Frage kommt, so gut wie gar keinen Spaß. Im Winter war es, um Stephani rum, wo die Kälte am ärgsten beißt. Oben im Schlag schichtete Michel das Scheitholz zurecht, das nach den Feiertagen zu Tal gebracht werden sollte. Mitten in der emsigsten Arbeit stand urplötzlich ein starker Zehnerhirsch vor dem Holzer. Was machen jetzt ohne Büchserl? Der Michel hatte bloß seinen Taschenfeitel (Klappmesser) im Sack, gleichwohl nahm er den Kampf auf und sprang mit katzenartiger Schnelligkeit dem Hirsch an das Haupt. Mit den Fäusten von Stahl hing der wahnwitzige Mensch am Geweih des rasend flüchtig gehenden Hirsches. Die tolle Flucht ging durch Unterholz talwärts einer Felswand zu und über diese hinab in die wild schäumende, eiskalte Ache, in der ein gräßlicher Kampf sich entwickelte. Bald war der Hirsch unten, bald der tollkühne Holzknecht, der es nur seiner Katzengewandtheit verdankte, daß der Hirsch ihn mit dem Geweih nicht forkelte. Endlich gelang es dem Michel, das Messer aus

der Tasche zu bringen und jauchzend stieß er die Klinge dem Hirsch bis ans Heft ins Genick. Aber nur ärger wurde der Kampf. Man erlegt keinen Hirsch mit einem Taschenfeitel, der stark schweißende Zehner ging im Bachbett neuerdings flüchtig. Michel, den linken Arm um den Hals des Hirsches gepreßt, stieß nun blindlings zu, bis der Hirsch fiel. Ein Schrei der Entrüstung über diese Metzgertat ging durch das Tal, als sie durch Verrat eines Genossen, dem beim Hirschbergen der zugewiesene Wildbretanteil zu wenig war, und der deshalb schwätzte, bekannt wurde. In einer Holzhütte fanden die entrüsteten Jagdberechtigten den Hirschmetzger und klopften ihm das Fell gründlich durch, worauf die Gendarmen den Michel aufs Gericht schleppten. Die Wilderer aber erblickten in dem Kampf mit dem Hirschen eine Heldentat Michels, dessen Rat ausschlaggebend wurde bei nächtlichen Wildraubzügen.

Daß dieser Kraftmensch wahrhaftig einen Körper von Stahl haben mußte, bewiesen noch einige Ereignisse in seinem tatenreichen Leben. Einmal fiel er von einem Lärchenbaum in einen Holzzaun, wobei ihm mehrere Rippen eingestoßen und der ganze Kerl förmlich gespießt wurde. Der Kreisarzt erklärte den Burschen für rettunglos verloren, weshalb Michel nach vierzehn Tagen seine Holzknechtarbeit wieder gesund und munter aufnahm. Von jener Zeit her datiert das große Ver-

trauen dieses Waldmenschen in die ärztliche Kunst. Wie er bald darauf bei einer Rauferei von rückwärts einen Stich in die Lunge erhielt, schleppte sich Michel zur — Hebamme des Ortes und ließ sich auf die klaffende Wunde, durch welche nach seiner Versicherung die Luft ausströmte, ein Heftpflaster kleben.

Nach abermals zwei Wochen war der Stahlmensch wieder arbeitsfähig.

An die sechzig Jahre alt, galt Michel als noch immer der stärkste Mann in dem genannten wildromantischen Bergwalddistrikt, ein „Bärenmensch", dessen Kraft sprichwörtlich geworden war und von dem man sagte, der Sensenmann werde in Michels letzter Stunde keine leichte Arbeit haben, falls er ihn im Bett erwischt. Daß aber der Michel einmal abfallen könnte im Bergrevier, das er genauer als seine Tasche kannte, das glaubte kein Mensch. Der Michel ist aber im — Bett gestorben.

Pfiffig!



Achleitner, Geschichten a. d. deutschen Alpen. II. Bd. 38

Pfiffig!

Vor etwa dreißig Jahren hatten die österreichischen Grenzaufseher, im Volke „Finanzer" geheißen, einen strengen Dienst und wurden im Binegg, der zerstreuten kleinen Ortschaft an der Brandenberger Ache, mitten im wildesten Hochland des nördlichen Tirol, dreizehn Mann Grenzwache gelegt, weil sich die Steinberger, Achentaler und Brandenberger, ja sogar auch ein Teil der Unterinntaler angewöhnt hatten, Waren aller Art ohne Zoll über Dalepp von Bayern nach Tirol zu bringen. Zwei Ansichten wurzeln unausrottbar im Bergvolk: 1) ist das Wildbretschießen keine Sünde und hierfür erlittene Abstrafung schändet nicht; 2) ist es ebenso angenehm wie nützlich, den Staat um die Zollkreuzer zu bringen; je mehr Zoll auf einer Ware liegt, desto schöner ist das „Schwärzen" (Schmuggeln).

Das ist nun einmal so und keine Pfarrerspredigt und kein Bezirksgericht kann daran wesentliches ändern.

Wie das Zollwesen gewisse Einbruchstationen für zollpflichtige Waren kennt, und alles per Post und Bahn dorthin zur zollamtlichen Behandlung eingeliefert werden

muß, so waren in früherer Zeit auch Schmuggler-Einbruchstationen organisiert, die man jedoch jeweils wechselte, wenn die „Grünen“ gar zu streng und mißtrauisch wurden. Zudem stachelte der Gewinnanteil an der abgefangenen Ware früher den Grenzaufseher zu scharfer Kontrolle auf.

Im Grenzbezirk genügte speziell für das Brandenberger Tal ein Mann, aber seit Dalepp-Binegg, dieser herrliche Walddistrikt, Einbruchstation für die Schmuggler geworden und das Paschen en gros betrieben wurde, da legte man eine Finanzergarnison ins Binegg und von der Landesfinanzdirektion kam der gemessene Befehl, dem Unfug mit aller Energie zu steuern. Wohl waren die dreizehn Mann Tag und Nacht im Dienst, und wurde die Gegend mit einer Sorgfalt durchstreift, daß das Wild unruhig ward und rudelweise ins herzogliche Jagdgebiet nach Bayern wechselte. Angehalten wurde jeder, der nur einen Schnerfer (Rucksack) auf dem Buckel trug, aber erwischt wurde nichts, wenigstens nichts von Belang. Da sollte dann ein Finanzer, dem die Garnison in der Wildnis genugsam Entbehrungen auferlegt, nicht fuchsteufelswild werden. Und alle daumenlang war der kontrollierende Kommissar herinnen, der auch nicht honigsüße Worte sprach, weil so gut wie nichts erwischt worden war. In solch verbitterter Zeit wurde es ein Ereignis von größter Trag-

weite, daß ein Finanzer von der Tagstreife an der Grenze mit einem eingefangenen halbwüchsigen Buben in die „Kaserne“ kam und im Rapport die Neuigkeit meldete, daß für morgen ein großer Pascherzug aus der Valepp geplant sei. Der eingefangene Junge sagte im Verhöre, der Schmugglerzug komme gegen Morgen aus der Valepp gegen die Erzherzog-Johann-Klause mit Seidenwaren und Goldborten. Woher der Bub diese wichtige Kunde wisse? Aufgeschnappt hatte er sie im Walde, als er zwei Männer ungesehen belauschte. Natürlich konnten die Finanzer mit dem Burschen weiter nichts vornehmen, als ihn wieder freizulassen. Die Aufregung in der Grenzerkaserne war groß. Der Respizient (Befehlshaber) jagte seine Mannschaft schon am Abend ins Revier, weil er mutmaßte, es könnte der sehnsüchtig erwartete Schmugglerzug schon in der Nacht die Grenze zu erreichen suchen. Alles führte scharfe Patronen mit, ein ernster Kampf stand bevor, aber auch Anerkennung und klingender Verdienst, denn fünf Prozent der Wertsumme der abgefaßten Waren kamen damals den Finanzern zugute.

Eine lebendige Kette von waffenstarrenden Grenzern sperrte das Tal und erstreckte sich links und rechts bis zu den Felsenmauern des Gebirges. Ungesehen können die Pascher nicht durch und ohne Kontrolle nur, wenn sie in einem Luftballon über die Grenze reisen.

Vollmond stand im Kalender, aber der dichtverhängte Himmel ließ keine Erleuchtung der pechschwarzen Nacht zu, und gegen Mitternacht wetterte es, wütend peitschte der Sturm die Regenfluten zur Erde, im Walde rumorte es, als sollte die Welt zugrunde gehen.

Ein richtiges Pascherwetter! Wie angemauert standen die frierenden Grenzer auf ihren Posten, wohl fluchten sie über die grausige Nacht, aber der eiserne Dienst hieß sie ausharren. Langsam begann es in der Wildnis zu dämmern, der Regen ließ nach, dafür tropfte es im Walde klatschend auf das abgefallene Laub, es lichtete sich der Himmel, die Bergkonturen traten immer deutlicher vor, Tag ward es nach stürmischer Wetternacht, und die Grenzer hatten vergeblich auf der „Paß" gestanden.

Der Respizient herunten am schmalen Talweg überlegte, was er beginnen sollte. Die Mannschaft zusammenziehen und im Tal auf den Zug zu passen, wird nicht praktisch sein, denn mit Roß und Wagen werden die Schmuggler kaum den Durchbruch versuchen. Viel eher war anzunehmen, daß sie im Gänsemarsch ihre Säcke herüberzubringen suchen werden, also ist es das Gescheiteste, die Mannschaft droben an den Bergschneiden zu lassen und womöglich die einsamen Steige in der Höhe stärker zu besetzen.

Zu diesem Behufe kommandierte der Respizient von

der Straßenwache noch vier Mann ab, die sofort der Höhe zueilten. Er selbst blieb mit einigen Mann im Tale und postierte sich an der schmalen Straße hinter mächtigen Buchen. Die feierliche Stille des anbrechenden Morgens störte nur das Rauschen der Ache im zerklüfteten Bachbett, sonst äußerte sich noch kein Leben im einsamen Tal.

Doch plötzlich fiel im Hochwald ein Schuß und vielfach donnerte das Echo wider in den Felsenmauern. Was war das? Ein Wilderer? Oder begann der Kampf mit den Paschern? Der Schuß war am linken Bachufer gefallen, der Kommandant sendete einen Mann hinüber. Schwarze Schatten huschten am Waldessaume in der Höhe, aber es fiel kein Schuß mehr. Warum gaben seine Leute nicht Feuer?

Das Sträßlein entlang kam ein seltsamer Zug, ein paar Bauern mit entblößten Köpfen, betend, hinter ihnen ein Gespann mit einem rohgezimmerten Sarg, oben eine Grablaterne mit brennender Kerze. Ein Leichenzug zog düster durch das Tal. Der Respizient musterte scharfen Auges die betenden Bauern, dann aber schweiften seine Blicke wieder aufwärts, es muß das Gefecht oben jeden Augenblick beginnen. Aber unbefragt wollte er den Leichenzug doch nicht vorüberlassen, und rasch trat er mit ein paar Grenzern an die Straße. Die Bauern trugen keine Säcke, sie waren unverdächtig.

„Wer ist der Tote?"

„Ein in die Ache gestürzter Holzer," sagten demütig die Bauern. Dann beteten sie weiter.

„Wie heißt er?"

„I, i bin der Jagerbauer," sagte der Vorbeter.

„Wie der Tote heißt, will ich wissen," rief ärgerlich der Respizient.

„Dumer Lois, hoaßt er, der arme Tote," lautet die Antwort, und sofort begann wieder einförmigen Tones ein Gebet.

„Wohin kommt die Leiche?"

„Nach Brandenberg, Herr!"

„Passiert!"

Der Respizient nahm sein Käppi ab vor dem Toten, seine Leute folgten diesem pietätvollen Beispiel; langsam trottete der düstere Zug weiter.

Wieder suchte das Auge des Kommandanten die Höhe ab, seine Ungeduld steigerte sich, rasch gab er den Befehl, die Straße scharf zu überwachen, dann eilte er selbst den Berg aufwärts, um zu erfahren, wer geschossen habe. Ja, wenn man das wüßte! Der Schuß war drüben gefallen jenseits der Bergschneide, und so sehr man auch die Felsen abgesucht hatte, nichts war zu spüren und nichts hatte sich gezeigt. So wartete man noch einige Stunden, dann ward das Ablösungssignal gegeben und nur eine vier Mann starke Wache zurück-

gelassen. Am hellichten Tag wird der Zug wohl nicht wagen, die Grenze zu passieren. Die übrige Mannschaft rückte in die Kaserne im Binegg ein, ihr war etwas Ruhe nach der rauhen Nacht und eine trockene Uniform wohl zu gönnen. Wie auch der Respizient sich umkleidete, fiel ihm siedheiß ein, ob nicht doch der Leichenzug verdächtig sei. Den Sargdeckel hätte er sich doch öffnen lassen sollen. Wer weiß, ob ein Toter drinnen war!?!

Wenn er rasch sich auf den Weg macht, muß er den Leichenzug jetzt gerade in Brandenberg erwischen. Wird der Sarg eingegraben, dann war ein Toter drinnen, wenn nicht — muß der Sarg geöffnet werden. Jedenfalls will der Respizient Zeuge der Beerdigung sein. Von einigen Mann der Grenzwache begleitet, hastete er den mühseligen Weg bergauf bergab nach Brandenberg, die letzte Höhe nahm er im Sturmschritt, aber nirgends war etwas von dem Leichenzuge zu sehen. Im Dorfe selbst wußte niemand etwas von einer eingetroffenen Leiche. Jetzt ward der Verdacht zur Gewißheit! Der zweifellos schmählich getäuschte Kommandant jagte einen Mann nach Rattenberg, ein zweiter mußte an der Ache entlang nach Brixlegg hinaus, er selbst stürmte mit dem Rest seiner Mannschaft hinüber nach Aschau, vielleicht ist dort der Leichenzug zu erwischen.

Vergebliche Mühe! Der Zug war wie vom Erd-

boden verschwunden. Eine einzige Möglichkeit, dem Betrug auf die Spur zu kommen, war die Verhaftung des den Zug führenden Jagerbauern. Aber was in Nürnberg gilt, hat auch bei einem Brandenberger Bauern seine Richtigkeit, man verhaftet keinen, ehe man ihn nicht hat. „Der Jagerbauer ist auf einige Tage ins Unterland 'naus," sagte seine Bäuerin, und die mit seiner Verhaftung beauftragten Grenzer mußten mit langer Nase abziehen.

Der Respizient ärgerte sich gelb und grün, aber die ganze Gegend wußte es, daß Seide und Goldborten statt des ertrunkenen Holzers im Sarge gewesen waren.

Heute noch, nach reichlich dreißig Jahren, wird in jener Gegend dieses pfiffige Pascherstücklein erzählt.

Beim „Neuen“ im „Rheingau der Alpen“

Beim „Neuen“ im „Rheingau der Alpen“

Eine Weinstudie aus Überetsch

Etwa vierzehn Tage vor Weihnachten ist es an der Zeit, den jungen Tiroler Wein zu prüfen im sonnigen Etschland. Draußen im Reich der Deutschen und auf dem Brenner im heiligen Land Tirol starre Herrschaft des grimmen Winters, doch südwärts der Wasserscheide von Sill und Eisack aperes Land und linde Lüfte, wohliger Sonnenschein und nur die kühnen, dem Äther entgegenragenden Berggipfel in schimmerndem Schneegewande. Freilich bietet der Zaubergarten des Südens um Weihnachtszeit nicht, was den Vorfrühlingstagen im Bozener Grund mit Recht nachgerühmt wird; doch der dem deutschen Winter entronnene Flüchtling frohlockt schon über schneefreies Land und den lachenden Sonnenschein, der Gedanken und Gefühle von Lenz und Liebe ins Herz zaubert.

San Michele! Wir sind am ersten Ziele unserer fröhlichen Weinprobefahrt und verlassen den Zug der Brennerbahn. Wir sind im Talkessel zu Füßen der Brentagruppe, wo geschützt vor allen Winden in heißer Sonnenglut der schwarzrote T e r o l d i g o an den Ufern

des Noce kocht. Vorüber an dem Höhenschloß Kronmetz, dessen Besitzer einst in schwerer Fehde mit den Bischöfen von Trient gelebt, und an dem deutschen Metz vorbei geht es in toller Wagenfahrt über die deutsche Sprachgrenze nach Mezzo-Lombardo, dem Hauptorte für den Teroldigohandel. Den ganz italienischen Ort überragt das stattliche Schloß Welsch-Metz, das im vierzehnten Jahrhundert an die Grafen Spaur überging. Heute ein wichtiger Ort für Weinkultur, war Mezzo-Lombardo wie der ganze Talstrich einst der Schauplatz heftiger Kämpfe in longobardisch-bajuvarischer Zeit. Denkwürdig ist eine Schlacht im Jahre 575, in welcher Ewin von Trient, einer der sechsunddreißig Longobarden-Herzoge, die Franken unter ihrem Anführer Kranichis fast gänzlich vernichtete und letzteren tötete. Wenn in unseren Tagen ein italienischer Weinbauer beim Umgraben der Stöcke auf Skelette, Waffen und Münzen stößt, so nimmt er letztere und denkt sich über das andere nichts. „Teroldigo" ist das Alpha und Omega alles Denkens und Trachtens, und die Paläste der Weinproduzenten in Mezzo-Lombardo sind hierfür ein stummer und doch sehr lautsprechender massiver Beweis. Bei Signore De Vigili kehrten wir ein. Wieder ist Teroldigo das Schlagwort, und ehe noch ein Tropfen dieses Göttertrankes die Zunge netzte, wurde der schweigsame Italiener bestürmt:

„Wie ist er? Ist er gut geraten?"

Da zog es wie Sonnenschein um die Lippen des Gutsherrn und „Si, si Signori!" lautete die vergnügte Antwort. Und mit einem avante all' inferno ging es hinab in die weinduftende Unterwelt. O santa vergine, wem bring ich wohl das erste Glas? Evivva Teroldigo! Evivva il padrone, der solchen Tropfen im Keller hat zu Nutz und Frommen weinliebender Tedeschi. Die Kraft des Spaniers, das Feuer Italiens, die Farbe des edlen Ungars, der Glanz Frankreichs, alles vereint ist der Teroldigo doch der treue Sohn der Felix Austria, ein gut tirolisch Landeskind mit welschem Namen. Und eine Lage besser als die andere, ein glückselig Weinjahr, dieses just zur Neige gehende, altersschwache Jahr 1890. Dante muß ihn gekannt haben, den herrlichen Teroldigo, als er schrieb: „Quanto la cosa è piu perfetta piu senta il bene e così la doglienza." Ein vollendeter, aber auch empfindlicher Wein für gute und böse Behandlung, daher auch die Zärtlichkeit und Hingebung für ihn, der Glück und Segen bringt.

Wenn der Bayer von seinem Lieblingsberge spricht, meint er den sagenreichen Wendelstein. Mit Zärtlichkeit und Liebe spricht der Südtiroler beider Zungen von der M e n d e l (Mendola), deren breiter Gebirgsstock das herrliche Überetsch beschirmt, wie auf der

anderen Seite das üppige Val di Non, das landschaftlich wie geschichtlich ein höchst interessantes Stück Erde zu nennen ist. Man könnte das breite Tal des Noce das Tal der Schlauen nennen, denn ein Sprichwort sagt von den Bewohnern: „Furbo come un Nónes“ (schlau wie ein Nonsberger). Ursprünglich ein rhätischer Volksstamm ward die Talbevölkerung um 400 nach Christus christlich und kam später unter die Botmäßigkeit der Trientiner Bischöfe. Das Tal der Schlauen blieb Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwischen der Trientiner Inful und dem landesfürstlichen Szepter, und das erste Viertel des sechzehnten Jahrhunderts sah auf dem Boden der Rebe und Seide einen wütenden Bauernaufstand. Auch die politischen Einrichtungen der alten Zeit sind geeignet, Interesse an diesem Gebiet zu erwecken. Wenn das Nocegebiet auch keine förmliche Generalgemeinde bildete, so hatte es doch für die ökonomischen Angelegenheiten eine Art Landtag, welcher aus dem „Assessor“ betitelten bischöflichen Richter und dem bischöflichen Kameralverwalter in Cles, dem landesfürstlichen Talhauptmann und den Vorstehern der drei „Quartieri“ und den einzelnen Gemeinden bestand. Bischöfliche Gunst schuf einen zahlreichen Kleinadel, der heute noch Namen und Wappen trägt und zweifellos geschaffen wurde zu einem Bollwerk gegen die befehdenden Landesfürsten. Wie im Etschland liegen aber die vielen Burgen

gebrochen in Schutt und Trümmern als Zeichen irdischer Vergänglichkeit.

Man muß vom Nonstal über die Mendel vorbei am stolzen Mendel-Hotel, um Überetsch in seiner ganzen überwältigenden Schönheit zu erblicken. Hat man im Westen das gewaltige Ortlergebiet mit dem Cevedale gewürdigt, so baut sich gegen Morgen die Dolomitenwelt auf in unbeschreiblicher Pracht und tief zu Tale liegen im Mittelgebirge die berühmten Stätten südtirolischer Weinkultur, der „Rheingau der Alpen". Dort, einer Träne aus dem Auge der Natur vergleichbar, der Kalterer See mit dem stolzen Kaltern an der Flanke, weiter hinüber die „Grafschaft" Eppan und dem Bozener Grund zu der Born unvergleichlichen Wonnetrunkes, das rebengeschmückte Girlan. Ein stolzes Volk ist es, das den „Rheingau der Alpen" bewohnt, Gut gibt Mut, und wem Überetscher Rebensaft auf eigenem Grund gedeiht, der zählt sich nicht den Armen bei. Die „Herrgottskinder" nennt der Volksmund die Kalterer, und das Warum erzählt der begeisterte Verehrer Südtirols, Wolfgang Brachvogel, in anziehender Weise: Ein Reisender saß einmal am Freitag bei einem Glase Kalterer Seewein, als plötzlich ein kleines Glöckchen ertönte, und die Leute ein Vaterunser beteten. Als der Fremde nach der Ursache fragte, bedeutete man ihm, das geschähe zur Erinnerung an des Heilandes Todes-

stunde. Der Reisende meinte darauf, es sei seltsam, daß man in Kaltern nur mit der kleinen Glocke läute, während anderwärts die große Glocke üblich sei; doch man entgegnete ihm, daß Jesus Christus kein Kalterer Bürger gewesen sei und man für Fremde nur die kleine Glocke läute. Auf diese Antwort hin soll der Reisende eine Summe Geldes deponiert haben, um dem Herrn das Bürgerrecht von Kaltern zu kaufen — seit jener Zeit wird am Freitag auch in Kaltern die große Glocke geläutet, die Kalterer aber nennt man deshalb die „Herrgottskinder".

Stolz verweigerten die Kalterer auch jeden Beitrag zu der neuen Mendelstraße, sie wollten keinen Fremdenverkehr, ja sie wehrten sich mit südlicher Heftigkeit gegen die Militärstraße, weil auf derselben immer Soldaten marschieren, die der Tugend der Kalterer Schönen leicht gefährlich werden könnten. Brachvogel erzählt auch, daß auf die Frage, warum im Kalterer Wappenschild ein Siedekessel (caldarium, woraus der Name Kaltern entstanden ist) angebracht sei, die Rößleswirtin zur Antwort gab: „Um fremde Stockfische drin zu sieden." Als da auf der 1882 vollendeten Mendelstraße ein großartiger Fremdenverkehr ohne Soldateska sich entwickelt hatte, der anderen Überetschorten reichen Gewinn brachte, bedauerten auch die Kalterer, dem üblen Rat des Protestes Folge geleistet zu haben. Um so williger

waren sie später, als die Überetscher Bahn zur Mendel gebaut wurde.

Denn glückliche Leute waren unsere „Herrgottskinder“ immer, blüht ihnen ja die Feige und Edelkastanie und der herrliche Seewein in Hülle und Fülle an sanften Geländen bis hinan zu den fast senkrechten Wänden der Mendel und des Penegal. Wahrlich, Überetsch ist ein Lusthain von Reben und Obst, übersät von Schlössern und Edelhöfen. Man fährt auf der Mendelstraße hart am Turme Enclar vorüber; wie ein düsteres, gedankenschweres Rufzeichen ragt der verwitterte Turm aus dem Buchenhain empor und schauerlich genug ist auch die nächste Umgebung des ungeheuren 1001 erfolgten Bergsturzes. Gigantische Porphyrmassen lösten sich um jenes Jahr von dem der Mendel vorgelagerten Gandberge ab und stürzten zu Tale. Eine Sage lautet darüber: Der Teufel traf einmal einen Matschatscher Bauern in mißlicher Lage und lieh ihm unter Verpfändung der Seele mehrere hundert Taler. Die Frist verstrich, der Bauer hatte die volle Summe nicht, wechselte die paar erübrigten Groschen in Kreuztaler ein und stieg auf den verabredeten Treffplatz. Des Bauern List gelang, der geprellte Teufel zerschmetterte vor Wut über den Anblick des Kreuzes auf den Talern und über den Verlust der Bauernseele den Berggipfel, stürzte die Felsmassen hinab und fuhr zur Hölle. Seit-

dem liegt die Gand da, ein furchtbares Felsenchaos, eine **Trümmerwirrnis.**

Eng mit der Geschichte des rebengeschmückten Marktes Kaltern ist das gegenüberliegende, ehemalige Schloß Rottenburg, der Stammsitz eines längst ausgestorbenen tirolischen Geschlechtes, verknüpft. Der letzte Sprosse desselben, Heinrich VI. von Rottenburg, der nächst Oswald von Wolkenstein zweifellos der interessanteste unter den Bündnern „an der Etsch" war, ist die Verkörperung ritterlichen Übermutes und adeliger Übermacht über Herzog Friedel, bis dieser Sieger wurde und des übermütig verwegenen Mannes Burgen brach. Ein sonderbares Geschick hat es gefügt, daß das einzige Kind des trotzigen Rebellen, Barbara, sich mit dem Herrn von Mindelheim vermählte, und die Mutter Georgs von Freundsberg wurde. Der Edelsitz Rottenburg blieb fürderhin herzoglich, bis die Witwe Leopolds V., die Erzherzogin Claudia, als Regentin von Tirol das baufällige Schloß für ein Franziskanerkloster widmete. Der Rottenburger selbst war Gründer des heute noch in Kaltern bestehenden Spitals, in welchem sein Bild zu sehen ist, das einzige, was von dem gewaltigen Mann und seinen Taten übrig geblieben ist.

Nicht minder berühmt durch seine Weinlage wie das hochgesegnete Kaltern ist Eppan mit St. Michael, St. Paul und Girlan. Bis ins vorige Jahrhundert

hinein herrschte das regste Leben und Treiben auf Burgen und Schlössern. Heute sind die Nachkommen stolzer Adelsgeschlechter Bauersleute und die Burgen in bäuerlichem Besitz. Brachvogel erzählt, in Eppan die Tochter eines Geschlechtes gesehen zu haben, das den Titel „comes palatinus minor“ zu führen berechtigt war; das hübsche Mädchen diente als Magd und lud Dünger auf. Und wenn man einen Überetscher Bauern sein Vieh vorübertreiben sieht, so ist man nie sicher, ob man es nicht mit dem Träger eines vortrefflich klingenden Namens zu tun hat, dessen Ahnen in glänzender Rüstung mit Leopold von Österreich bei Sempach gekämpft oder an dem üppigen Hofe Sigmunds des Münzreichen turniert haben.

Und schier jede Burg und jedes Dorf im „tirolischen Rheingau“ hat, wie draußen am Vater Rhein, eine duftige Sage, die wie Epheu voll Poesie hereinragt in unser nüchternes Jahrhundert. So droben am reizenden Berggelände des Mittelberges, wo vierzehn herrliche Winzerhöfe zu Tal blinken und mit den Winzern zugleich der Vögel lustige Schar ob guter Ernte des Schöpfers Allmacht singend preist. An der breitesten Stelle des Mittelberges liegt ein Dörflein: Montigl (monticulus), und nicht weit davon zwei allerliebste von Fichten und Tannen umfriedete Seen mit weitberühmten Fischen.

Alle Welt ist nach den Montigler „Birschlingen" lüstern und Fischräuber gäbe es genug, wenn nicht das Fräulein vom Montiglersee die Fischlein schützen würde. Die Sage vom Seefräulein erzählt, daß ein Girlaner einst nächtlicherweile Birschlinge fischen wollte. Da habe sich plötzlich der mondbeschienene See geöffnet, und das Seefräulein sei heraufgestiegen aus der silberklaren Flut und habe den diebischen Fischer weggewunken. Auf den Tod erschrocken flüchtete der Girlaner. Ein anderer wagte es und kehrte nie mehr zurück, ihn hat das erzürnte Seefräulein hinabgezogen in die Tiefe des von Seerosen überwucherten Wasserspiegels.

Reich an Gut und stolz im Sinn wie Kaltern ist Girlan, wo alle Nektarbächlein zusammenfließen zu einem Brunnen. Ein Weinpalast steht in diesem gesegneten Orte, und in seinen weiten, tiefen Kellern sammelt sich all der herrliche Überetscher Rebensaft, um von hier aus in die durstige Welt zu wandern. Diesem Orte voller Gnaden galt die Wanderung, und bei dem größten aller tirolischen Weinfürsten, J. F. Brigl in Girlan, da kehrten wir ein und folgten dem Rufe, Weinprobe zu halten beim „Neuen". In dickbauchigen Fässern lagerte der neue Rebensaft, die jährlich zu Weihnachten versandfähige Fechsung von kolossalem Wert. Hier zu proben von Faß zu Faß, als wenn man der Herrgott wäre, welche Seligkeit! Hier an der Überetscher

Bodenlage ein leichtes Weinchen prickelnd im angenehmen Geschmack, dort sich labend am Hügeler, der an der Girlaner Höhle sich hinabzieht gegen die stolze, jetzt als Pulvermagazin dienende Burg Sigmundskron, von welcher der Überetscher sagt, sie heiße „77kroan" und der Italiener „Sigisicoron". Doch weiter auf der Keller-Mekkafahrt und beim Roten geblieben: Hier die knappe Aufschrift mit Kreide am dickbauchigen Faß: „See". Ein Tropfen so voll und aromatisch, der Aßmannshäuser-Edellese vergleichbar, der reine Herrgottskinder-Edelwein! Dann hinüber in eine andere Richtung, wo an die hundert Faßriesen Parade stehen. Ehrfurcht erfaßt den Wanderer, heilige Stimmung überkommt ihn, wie er bei flackerndem Kerzenschein liest: Santa Maddalena! Magdalener Wein ist's, Tiroler Bordeaux aus den berühmten Lagen von Rentsch, St. Magdalena und Leitach im Bonzener Grund. Und tief drinnen, im Allerheiligsten des Kellers, da harrte einer verzauberten Prinzessin gleich die Perle: der rote Burgunder der Erlösung.

Treppauf und nieder ging es weiter zu den „Weißen", vom leichten Hügelwein, der von Siebeneichen bis Vilpian am Nordabhang des Etschlandes wächst, zum bukettreichen, süffigen Terlaner, dem herrlichen Weißwein. Den schiefen Turm hat Terlan nicht mehr, aber seine Weine verbreiten den Ruf des Ortes in alle Gegenden und Zonen, wo es weinverständige Zungen gibt.

Weitere Kammern wurden geöffnet, noch nicht genug des Guten, jetzt kam erst das Herrliche im „Weißen“, der aromatische Medizinalwein von San Maddalena und San Justina und der Tiroler Chablis, der weiße Burgunder. Das sind alte Herren im hölzernen Röcklein, draußen im warmen, wohligen Sonnenschein, der einen den Dezembertag und vollends die Nähe der Weihnachtszeit vergessen macht, da gärt der junge Terlaner im Zustande des „Federweißen“, der junge Sausewind, bis ihn des Weines Ernst erfaßt, und er gedankenschwer sich abklärt zum hellen, flüssigen Sonnengold, wie es die Alten lieben und die Jungen auch.

In der Riß

In der Riß

Das schöne Tal der Hinterriß könnte man auch das Tal des Herzogs von Coburg nennen, dessen Jagdschloß die wildschöne Landschaft zu Füßen der Massen des Karwendelgebirges beherrscht. Die urkundliche Schreibart ist „rüsz", also rosso, Rottal.

Der Herr aller Coburger besitzt das schönste Jagdgebiet schier auf dem ganzen Erdenrund; ein gleich schönes Gemsrevier hat noch der Kaiser von Österreich, Prinz August von Coburg in der grünen Steiermark, und etwas kleiner Prinz-Regent Luitpold von Bayern, sonst aber kein Sterblicher mehr auf Erden. Mancher dürfte noch nicht so viel Schafe beisammen gesehen haben, als im Coburger Revier in der Hinterriß, respektive den großartigen Seitentälern derselben, Gemsenrudel anzutreffen sind. Freilich auf der breiten Chaussee des Rißtales neben den Telegraphenstangen auf dem Wege übers Plumserjoch an dem stahlblauen Achensee, da sieht der Wanderer keine Gemsen, und es ist dies auch nicht nötig, und der coburgische Forstmeister ist sehr froh, wenn die Touristen ohne Seitenblick in die Täler

zum Karwendelstock weiterhasten. Könnte doch ein einziger Nichtweidgerechter ein ganzes Revier böse beunruhigen, oder gar das Wild zum Auswechseln bringen. Daß gerade diese Seitentäler das großartigste an Felsenszenerien bieten, das steht zum Glück nicht im Reisehandbuch.

Die Siedelung ist alt; die Chronik nennt einen Hans Pircher, der im Jahre 1564 als „Forstknecht" in der Riß bedienstet war mit einem Jahresgehalt von vierzig Gulden. Das Jagdschloß wurde um Mitte des 19. Jahrhunderts von dem damaligen Jagdpächter, dem Fürsten Karl von Leiningen, erbaut. Die in verschiedenen Gemächern aufbewahrten Jagdtrophäen, zahlreiche Hirschgeweihe und über 1800 Gemskrickeln sind Beweise für den fleißigen und erfolgreich gewesenen Jagdbetrieb unter dem weidgerechten Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha. Umfangreich sind die Jagdgründe, welche 32,392 Hektar gleich 56,780 Joch oder 126,330 preußische Morgen mit den Revieren Hinterriß, Karwendel, Pertisau und Bächental umfassen, wovon etwa die Hälfte forstärarischen Besitz, die andere Hälfte herzogliches Eigentum bildet.

Schon im 12. Jahrhundert standen die Rißer Reviere jagdlich in hohem Ansehen, sie wurden von Fürsten und Adeligen häufig besucht trotz der Entlegenheit. Im Jahre 1112 vermachten die Brüder Dietrich und Ger-

wein von Schlitters, „edle und freie Ritter" und ihr Bruder Heinrich, „ein ehrsamer Pfaff", das ganze Achentalgebiet von Eben bis an die bayerische Grenze mit allen Bewohnern, Wald, Wiesen und dem Orte Emaus (heute Achenkirch) der Abtei St. Georgenberg, Albert, Graf von Tirol, Graf Gebhard von Hirschberg und Graf Meinhard II. vom Schlosse Trotzberg (Tratzberg) mit den Rittern Taur, Freundsberg und Rottenburg und viele andere fanden sich mit Erlaubnis der Mönche im Achental ein, um da zu jagen und zu fischen.

Graf Heinrich Rottenburg wollte, auf seine Macht gestützt, im Jahre 1313 die Jagd, Fischerei und den Holzbau in Pertisau dem Kloster mit Gewalt entreißen, mußte jedoch auf sein Vorhaben verzichten, da ihm eine unanfechtbare Schenkungsurkunde vorgewiesen werden konnte.

Herzog Friedrich „mit der leeren Tasche" jagte und fischte mit dem Abt Konrad II. häufig im Achentale und erhielt nach Abtretung aller alten Rechte und Freiheiten an das Kloster St. Georgenberg von demselben auf Lebenszeit die Erlaubnis, diesem Vergnügen daselbst frei und ungehindert nachzugehen. Am Veitstag 1425 begab sich Herzog Friedrich behufs Abhaltung einer großen Bärenjagd ins Achental, wozu der Stadtrat von Hall 44 Treiber zu stellen hatte. 1437, zwei Jahre vor seinem Tode, jagte er noch dort. Streng lautete all-

zeit sein Befehl, daß ohne seine besondere Erlaubnis niemand Hirsche, Gemsen, Rehe, Hasen und Bären schießen oder fangen dürfe. An Strafen wurden Geldpön und Entziehung von Hab und Gut angedroht.

Nicht minder jagdfreudig war Herzog Sigmund „der Münzreiche", auch sein Sohn war ein leidenschaftlicher Jäger.

Der Abt des Klosters St. Georgenberg, Johann von Freiberg, verkaufte 1466 den fischreichen Achensee unter der Bedingung, daß der Herzog Graf von Tirol dem Kloster jährlich 6 Mark Silber und etliche Fuder Salz dem Pfarrhausamte Hall überreichen lasse. Sigmund ließ daraufhin, nahe am See in Pertisau ein großes Fischerhaus erbauen und selber für sich und sein Gefolge fürstlich einrichten. In diesem Hause, das später den heute noch führenden Namen „Fürstenhaus" erhielt, wurden vom Herzog großartige „Erlustierungen" veranstaltet. Oft ging Sigmund allein, zuweilen aber von Gefolge begleitet auf die Jagd, das erlegte Wild schenkte er häufig den Damen und Herren, die sich in seiner Begleitung befanden.

Kaiser Maximilian, der „großmächtig Weidmann", kam sehr häufig zu Jagd und Fischerei nach Achental, besonders gern zur Zeit der Gemsbrunst.

Nach dem Tode des Herzogs Ferdinand, 1595, begann eine wilde Schießerei trotz des strengen Verbotes;

die Bauern schossen, was sie nur treffen konnten auf Treibjagden und mißhandelten die fürstlichen Jagdgehilfen. Mancher Bauer rühmte sich, 80—100 Stück Wild eigenhändig erlegt zu haben. Die Wilderer wurden später ergriffen und ohne Ausnahme des Landes verwiesen.

Im Jahre 1635 wütete in den Wäldern von Pertisau ein verheerender Waldbrand, so daß das Wild rudelweise in den Achensee flüchtete, um das andere Ufer zu erreichen. Dort standen die Achentaler Bauern und schossen alles nieder. Die Folge davon war ein Ukas, wonach bei Strafe „an Hab und Gut nicht nur die Frevler, sondern auch deren Weiber und Kinder ewig des Landes verwiesen wurden".

Mählich verfiel die Jagd durch Mangel an Interesse seitens der Landesherren. Kaiser Leopold, 1665, jagte wieder gern auf Gemsen und ging scharf gegen die Wilderer vor. Dann gab es böse Zwistigkeiten mit dem Kloster St. Georgenberg, so daß die Regierung 1667 die gesamte Jagdgerechtigkeit zurückgab und verzichtete. Der Wilddiebstahl und die Raubwirtschaft in der Ausrottung der Wälder, im großen betrieben, bewirkte sehr rasch die Entwertung der Reviere. Die Blütezeit war vorüber. Ausgerottet wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts dortselbst das Steinwild.

1705 entstand im Gebirge der Domperbacher ein

Waldbrand, der das Kloster samt Kirche von St. Georgenberg einäscherte, vom Sturmwind begünstigt sich von Berg zu Berg fortpflanzte bis ins Achental und erst an der bayerischen Grenze sein Ende fand. Das Kloster wurde nun nach Fiecht bei Schwaz verlegt und neu erbaut.

Das Wild war so selten und wenig geworden, daß sich kein Pächter mehr für die Jagdreviere fand. Im Jahre 1828 pachtete der ärarische Förster Rohregger die Klosterreviere für jährlich 32 (!) Gulden und Lieferung einer Gemse und eines Birkhahnes an die Mönche von Fiecht. 1838 pachtete Josef von Brentano in Schwaz alle Reviere für nur noch 28 (!) Gulden. Später ging die Pacht auf die Grafen von Enzenberg über, bis Fürst Erich Karl zu Leiningen anfangs der vierziger Jahre die Reviere Hinterriß, Bächental und einen Teil des Achentales von der österreichischen Regierung, welche die Gebiete eingesteigert hatte, übernahm und das Jagdschloß in der Riß erbaute. Im Jahre 1848 wilderten die rabiaten Bauern so grimmig, daß zur Abwehr sogar Militär einquartiert werden mußte. (!)

Als Gast des Fürsten Leiningen kam in den fünfziger Jahren Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha in die Riß, der alsbald das Schloß und alle übrigen Jagdgebäude ankaufte, sich die Pachtreviere auf Lebensdauer sicherte und 1866 ein Nachtragsüber-

einkommen mit der österreichischen Regierung traf, wonach die Jagdpacht noch 40 Jahre nach seinem Tode (!) dauern solle. Was der jagdfreudige, durch und durch weidgerechte Herzog Ernst II. ankaufen oder pachten konnte, wurde erworben; dagegen schwer erreichbare, entlegene Reviere abgegeben an andere Fürstlichkeiten. Durch zielbewußte Hege und große finanzielle Opfer hob sich im Laufe der Jahrzehnte der Wildstand in den coburgischen Revieren ganz bedeutend, sie erlangten in Fachkreisen eine Berühmtheit wie einst im Mittelalter.

Freilich wuchsen auch die Kosten enorm. Die Liegenschaften, aufgekauften und aufgelassenen Almen, Wälder usw. verzinsten sich kaum mit zwei vom Hundert, und ein guter schußbarer Hirsch kam zuzüglich der winterlichen Futterkosten und des Schutzpersonales weit über tausend Gulden zu stehen. Dafür hatte der Herzog aber einen großartigen Jagdkomplex, der dem Rot- und Gemswild bis hinauf in die Hochkare die nötige Ruhe und überall gute Äsung gewährte. Gewisse Almen und Alpgründe mußte Herzog Ernst aufkaufen, weil der Auftrieb von den Bauern übermäßig ausgenützt und dadurch das Wild geradezu zum Auswechseln genötigt wurde. Die Erfolge der Hege und des weidmännischen richtig durchgeführten Jagdbetriebes waren großartig. Von seiner Jägerei tief betrauert, schloß Herzog Ernst II. am 22. August 1893 für immer die Augen.

Kurz waren die Jagdfreuden, die sein Nachfolger, Herzog Alfred, in der Riß genießen konnte. Ein emsiger und tüchtiger Weidmann war der Regent Prinz Hohenlohe-Langenburg, der keine Strapazen scheute und der Jagd fleißig oblag. Der junge Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha schloß die Riß bald in sein Herz und zeigte sich bestrebt, den herzoglichen Jagdrevieren auf tirolischem Boden den guten Ruf und ihr hohes Ansehen zu erhalten und zu fördern. Wenn auch einzelne Gebietsteile abgegeben wurden, so das Bächental an Freiherrn von Heyl-Darmstadt, das Hauptgebiet blieb coburgisch und steht in einem mustergültigen Betrieb hinsichtlich Hege und Abschuß, denn Herzog Karl Eduard weidwerkt nach deutscher Art und dem uralten Jagdspruche: „Hie gut deutsch Weidewerk allzeit!" An Rotwild steht in den vier beweglichen Revieren ein Stand von rund 1200 Stück, an Gemsen rund 2000 Stück. Rehwild kommt wohl vor, doch die langen und strengen Winter wurden ihm meist zum Verhängnis, es bedarf größerer Schonung, um diese Wildgattung in die Höhe zu bringen. Auergeflüg ist über das ganze Gebiet verteilt, Birkwild verschwindet merkwürdigerweise immer mehr, ohne daß man sich die Ursache der Abnahme erklären kann. Schon Herzog Ernst ließ Murmeltiere mit Erfolg aussetzen. Schließlich wäre noch zu sagen, daß die Geweihbildung der Rißer Berghirsche gut zu

nennen ist, während anderswo (in bayerischen Alpen) das Hochwild degeneriert. Das Gewicht der jagdbaren Hirsche in den Rißer Revieren schwankt von 80 bis 150 (!) Kilogramm aufgebrochen und ohne Geweih, ist also höchst respektabel. Auch ganz kapitale Gemsböcke mit hohen Krucken und Gewicht bis zu 33 Kilogramm kamen wiederholt zur Strecke. Somit ist die coburgische Jagd in Tirol eine geradezu ideale zu nennen.

Im Tal der Hinterriß steht auch ein kleines Kloster, das früher von einigen Patres des Franziskanerordens bewohnt war, daneben ein Kirchlein, zu welchem der gläubige Sinn des tiroler Bergvolkes zu gewissen Zeiten wallfahrtet. Die gänzliche Abgeschiedenheit dieser Gegend brachte es mit sich, daß die Franziskanerpatres auch für mehr als das Seelenheil um Rat und, wenn möglich, um Hilfe angegangen wurden.

Der Geistliche im Gebirge ist fast immer zugleich ein halber Arzt, und von den Almleuten wird er gar oft auch zum doctor bestialis gemacht. Der Franziskanerorden wird vom Bergvolk bevorzugt seiner Kenntnisse halber. So glaubt das Volk im Isarwinkel, wozu man auch die Rißer zählen kann, insofern die Riß sich bei Vorderriß in die junge Isar ergießt, fest an die sogenannten „Zwingmessen“, welche bloß die Franziskanermönche zu halten befähigt seien. Eine Zwing-

messe muß am Karfreitag gelesen werden; da aber am Karfreitag nach katholischem Ritus keine Messe gelesen werden darf, so ist nach der Volksmeinung ein Geistlicher, der sie dennoch liest, im Bunde mit dem Teufel, den er durch diese unkirchliche Handlung zwingt, ihm den Aufenthaltsort der Seelen zu verraten oder sogar Diebe ausfindig zu machen. Liest ein Franziskaner am Karfreitag die Messe, so soll er imstande sein, bei der Wandlung den Aufenthaltsort der Seele eines gestorbenen Angehörigen des Messebestellers im Himmel, im Fegefeuer oder in der Hölle genau zu erkennen. Auch soll durch eine Zwingmesse genau zu eruieren sein, wo der unbeerdigte Leichnam eines erschossenen Wilderers im Gebirge liege.

Sehr geschätzt war vom Bergvolk auch der Almsegen der Franziskaner im Hinterrißer Klösterl, den man erbat, wenn der Viehschelm die Gegend heimgesucht hat, an welchen vor achtzig und hundert Jahren sehr stark geglaubt wurde, und den man mit Gebet und Räucherung, mit geweihtem Salz und Kräutern, Segnungen und Weihbrunnen zu bannen suchte. Nach alten Aufzeichnungen erschien der Viehschelm sichtbar äußerst selten, heutzutage gar nicht mehr, wenn aber doch, so in Gestalt eines unheimlichen alten Mannes oder als schwarzer, zottiger Stier, dessen hintere Hälfte schlotternde Aasknochen, von einer lose überhängenden Haut

bedeckt, waren. Im Vinschgau, an der Etsch, im Unterinntal gegen Bayern, in der Riß und im Tierbergbezirk galt der Viehschelm als besonders heimisch. So oft das Schreien des Viehschelms vernommen wurde, bedeutete es jedesmal ein Unglück für das Vieh, die Rinderpest, der Milzbrand (in Tirol „fliegender Brand" genannt) war dann im Ausbruch, und strichweise wurde dann ein bestialischer Gestank wahrgenommen. (Ob hier nicht das Aas der an Milzbrand gefallenen Tiere, das durch Füchse oder Vögel verschleppt wurde, den Viehschelm darstellte?) Nach dem Volksglauben war der Milzbrand meist die Folge einer Verzauberung oder Vermeinung, gegen welche der Geistliche zu Hilfe gerufen wurde.

Der im Jahre 1841 gestorbene Superior der Franziskaner im Rißer Klösterl genoß einen großen Ruf als frommer und zugleich gelehrter Mann, der sehr glücklich war in der Heilung vieler Krankheiten bei Mensch und Tier. Sein Almsegen galt für äußerst heilkräftig und war hochberühmt. Um diesen Pater liefen die Leute tageweit und schleppten ihn auf die höchsten Almen, wie auch bis vor kurzem noch die Klösterpatres auf größere Almen zur Predigt und zum Segen des Almviehs geholt wurden. Kurz vor seinem Tode wurde der Superior auf die Schleimserjochalm geholt, weil dort der Viehschelm arg ausgebrochen war. Rüstig wie ein

ein miserabler Grobian wie der Senn gewesen und habe den Armen nichts gegönnt, bis er in übler Laune einem Bettler eine Pfanne heißen Schmalzes ins Gesicht geworfen habe. Dafür mußte er „geischten" bis zur Stunde, da ihm gleiches von einem andern passierte. Der erlöste Gukler verschwand, für den Senn blieb die Strafe des „Geischten-Müssens" glücklicherweise aus, dafür bekehrte er sich und blieb gut gegen alle Menschen bis ans Ende.

Die Sage von der Irrwurzel spielt auch im Rißtale, und soll ein Schmalzträger (ein Mann, der von der Alm Butter zu Tal trägt) im Jahre 1830 die nähere Bekanntschaft mit dem undefinierbaren Kraut gemacht haben. Der Schmalzträger Jakob Tunner ging mit schwerer Butterkraxe in der Morgendämmerung von der Kupalalm weg und eilte sich, damit die Butter nicht unter der Tageshitze zu leiden habe. Kaum im Wald, fiel ein Nebel ein, doch das bedeutete für den Jackele, der den Weg schon vieltausendmal gegangen, nicht viel, und lustig schritt der Jakob weiter. So schritt er stundenlang fort, aber er konnte den Übergang ins Inntal nicht finden. Er lief unter Beten und Kopfreiben fort bis in die Nacht hinein, und schier gegen Mitternacht erreichte er eine Alm, die Kupalalm, die er vor zwanzig Stunden verlassen hatte. Die Alm wird „'s Kapal" genannt, und man behauptet dort, der Jackele sei auf

tuch in der Größe eines Pfennigs in einem Stückchen Brot zu fressen. Das Scharlachtuch war am Karfreitag an einem Schmerzenskreuz gerieben. Während die Kühe dies verzehrten, betete der Bauer manchen kräftigen Segensspruch, und so geschah es, daß keinem der acht Stücke Vieh der Viehschelm etwas anhatte. Die Hirten erzählen noch immer von den Taten jenes Viehschelmdoktors und bedauern, seine Segenssprüche nicht zu wissen. Verständige Almer achten viel auf das Vieh selbst und die örtlichen Lagen. Wenn grasende Kühe den Äser heftig auf das Gras stoßen, als wollten sie es damit ausschaufeln und dann doch nicht davon fressen wollen, dann ist's schon nicht richtig; es ist, als wittere das Vieh einen ihm schädlichen Giftdunst. Muß das Almvieh aus Mangel anderer Weidegründe das „angesteckte" Gras fressen, so ist der Milzbrand gewöhnlich unausbleiblich.

Aus dem nahen Achental hat sich aus dem Jahre 1796 die Sage erhalten, daß der Metzger Anderl von Werberg, über den Viehschelmaberglauben spöttelnd, einer vom Milzbrand gefallenen Kuh die Brusthöhle geöffnet und hindurchgreifend mit der Hand die Lunge berührt habe. Im selben Augenblick soll der Metzger ein wahnsinniges Brennen und Jucken in der Hand empfunden haben. Trotz sofortiger Reinigung sei Hand und Arm fürchterlich angeschwollen, und der Mann habe

frischler nach Hindelang mit großem Gefolge. Aus kurfürstlicher Zeit datiert noch ein Spruch in Hindelang, den einst ein Bauer in biderber Offenheit zu einem hohen Herrn gesagt haben soll und der also lautet:

„D' Höf sind Vier Verderbe, d' Roß
verrecket na, d' Kischte voll Geld könnt Ihr
it gnuag herschicke. Du Erzlump, siehschst
Du dös it ing!"

Der Spruch ist bezeichnend für jene Zeit der Verschwendung, denn jener freimütige Bauer wollte andeuten, daß die Hofhaltung zu viel Kosten verursache, die Pferde zugrunde gehen müssen im tollen Jagen im Gebirge, und daß nicht genug Geld herbeigeschafft werden könne, um dieses Prasserleben zu bezahlen. Ob jener Bauer freilich den Schlußsatz gesagt haben wird: „Du Erzlump, siehst du das nicht ein?" Das mag dahingestellt bleiben. Auf eine großartige Pompentfaltung läßt manche Bezeichnung schließen, so heißt ein Grundstück heute noch der Stutenhof und so weiter.

Daß in das stille Hindelang Kriegslärm drang und Kanonendonner einst vielfaches Echo in den Felsschluchten erzeugte, beweisen drei Eisenkugeln an einem Hause mit folgender Inschrift: „Diese Kugeln wurden am 13. September 1796 im französischen Kriege von kaiserlichen auf den Jochberg gesprengten Truppen in dieses Haus, Gott sei Dank ohne Beschädigung, geschossen."

Friedliche Zeiten folgten jener Sturm- und Drangperiode, in die herrliche Umgebung kommen jetzt die Sommerfrischler bis vom hohen Norden herab, Erholung zu suchen in trauter Bergeinsamkeit. Hindelang bietet an Naturschönheiten viel, an lauschigen Plätzen im rauschenden Hochwald, gelagert auf schwellendem Moos, läßt's sich wohlig träumen, brausende Wasserfälle überspringen voll wilder Wanderlust die Felsenmauern und stürzen tosend zu Tale. Steigt der Wanderer höher, so umfängt ihn auf freier Berghöhe der Reiz des fröhlichen Almenlebens, das auch den Städter auftauen und jauchzen läßt im frohen Lebensmut, den Blick trunken gerichtet in die Majestät des Hochgebirges. Da bauen sich in abenteuerlichsten Formen die Berge auf, drüben der gewaltige Iseler, der Beherrscher des Ostrachtales, der Jochberg, der Burgschrofen, das Imberghorn und so weiter, und am Schlusse des Tales die verschneiten Höhen des Hintersteinertales. Schier für jeden Tag hat ein Hindelanger Sommerfrischler, wenn ihm der Wettergott wohl will, einen neuen Ausflug in die Bergwelt, und überklettert einer das Joch, so sind's nur wenig Schritte mehr, und der Wanderer ist auf tirolischem Boden. Für die Grenzaufseher gibt dieses Gebirgsterrain einen mühevollen Dienst hüben und drüben, der opferwillige, berufstreue Männer verlangt.

Daß auch im Tal der Ostrach einst die Pest wütete,

Junger stieg der Klostervorsteher mit dem Sanktissimum bergan, ihm schlossen sich alle Almleute an, so sie von der Arbeit weg konnten. Die Sage erzählt, der Superior habe die Alm und den Almboden, die Gräser und Kräuter gesegnet und den feindlichen Viehschelm auf eine schmale Weidelinie gebannt, welche hinfort gemieden werden mußte. Das Vieh, das diesen Streifen Land überschritt, fiel der Seuche zum Opfer.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts schienen sich mehrere eklatante Milzbrandfälle ereignet zu haben, die natürlich voll und ganz dem Viehschelm zugeschrieben wurden. Nach Aufzeichnungen verlor die Ladizer Alm in der Hinterriß im Jahre 1788 hundertundacht Stück Kühe. Die acht Stück gehörten einem armen Bauer, der später in den Ruf eines Viehschelmdoktors kam. Wie der Senn die Schreckensnachricht vom fliegenden Brand ins Dorf brachte, eilte der um seine Habe, sein ganzes Besitztum, die acht Kühe, besorgte Bauer auf die Alm und fing zu „doktern" an.

Er gab seinen Kühen geweihtes Salz (Lecke), vermischt mit pulverisiertem Sevenbaum (juniperus sabina), der am Tage der Palmweihe mitgeweiht wurde. Dann trieb er die Kühe in den Traberwald, leitete mit vieler Mühe eine Wasserrinne dorthin und gab jeder der sorgsam gehüteten Kühe ein Fleckchen von Scharlach-

nennen ist, während anderswo (in bayerischen Alpen) das Hochwild degeneriert. Das Gewicht der jagdbaren Hirsche in den Rißer Revieren schwankt von 80 bis 150 (!) Kilogramm aufgebrochen und ohne Geweih, ist also höchst respektabel. Auch ganz kapitale Gemsböcke mit hohen Krucken und Gewicht bis zu 33 Kilogramm kamen wiederholt zur Strecke. Somit ist die coburgische Jagd in Tirol eine geradezu ideale zu nennen.

Im Tal der Hinterriß steht auch ein kleines Kloster, das früher von einigen Patres des Franziskanerordens bewohnt war, daneben ein Kirchlein, zu welchem der gläubige Sinn des tiroler Bergvolkes zu gewissen Zeiten wallfahrtet. Die gänzliche Abgeschiedenheit dieser Gegend brachte es mit sich, daß die Franziskanerpatres auch für mehr als das Seelenheil um Rat und, wenn möglich, um Hilfe angegangen wurden.

Der Geistliche im Gebirge ist fast immer zugleich ein halber Arzt, und von den Almleuten wird er gar oft auch zum doctor bestialis gemacht. Der Franziskanerorden wird vom Bergvolk bevorzugt seiner Kenntnisse halber. So glaubt das Volk im Isarwinkel, wozu man auch die Rißer zählen kann, insofern die Riß sich bei Vorderriß in die junge Isar ergießt, fest an die sogenannten „Zwingmessen", welche bloß die Franziskanermönche zu halten befähigt seien. Eine Zwing-

Namen gebe, denn würde man bei der Namengebung zufällig ihren wirklichen Namen treffen, so müßte sie sogleich fort. Beide lebten in glücklichster Ehe. Alle Nachbarn hatten die Frau sehr lieb und schätzten sie wegen ihres Fleißes. Einmal war sie damit beschäftigt, das Kraut im Garten abzuwurmen, als ein Weib des Weges vorbeikam und ihr zurief: „O, mei liebs Gertrudle, wie fresset die Würmle dei Krütle z'sämmet." Da wurde diese leichenblaß, fing zu jammern an, daß ihr rechter Name genannt sei und sie verschwand für immer.

Sehr häufig sind indes die Frauengestalten der Allgäuer Volkssagen schlimmeren Charakters und vielfach alt und häßlich. Mit Hexen verwechselt sie die Volkssage selten; sie hausen gewöhnlich als Wald-, Moos- oder Brückenweibchen an einem bestimmten ihnen zugewiesenen Orte und bringen dann denselben in Verruf. Bei Hindelang war es das Zillibachweible, das den Leuten im Wege stand, daß selbe nicht mehr weiter konnten. Es war klein und hatte Hundsohren. In der Nähe soll ein Schatz verborgen gewesen sein, den es hüten mußte.

Hinsichtlich der wilden Fräulein im Hintersteinertal wird die Frage aufgeworfen, ob selben, die mit den Talbewohnern ein Ehebündnis eingehen, nicht ein historischer

Kern zugrunde liegt, indem sie die letzten Überreste der Urbewohner gegenüber den eingewanderten Alemannen darstellen.

Wie überall im Gebirge hat auch das Ostrach- und Hintersteinertal seine Sage von den Venedigermännlein. Es wird sogar mit der Prätension historischer Tatsächlichkeit bei Hindelang und Hinterstein erzählt, daß lange vor dem Dreißigjährigen Krieg am Erzberg oder Roßkopf im Hintersteinertal, dessen Wettersteinkalk wie anderwärts erzführend ist, Venetianer auf Zink- und Bleierze gebaut hätten, deren Betrieb aber durch die langen Kriegswirren und die Pest ins Stocken geraten und endlich ganz aufgegeben worden sei. Als Sage sind diese Angaben sehr bezeichnend und erwünscht; in Wirklichkeit aber treffen sie nicht zu.

Erst längere Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg begann im Jahre 1684 ein Peter Pazoli von Schwaz mehrere Versuchsbaue am Erzberg, nachdem derselbe in den Jahren 1674—1681 am Rauschenberg im bayerischen Gebirge auf Galmei und Bleierze gebaut und sein Gewerke hier durch Konvention abgetreten hatte. Am Erzberg lohnte das Glück nicht, und so blieb es bei bloßen Suchbauen, „wovon der tiefste achtzehn Lachter in der Teufe haben soll", tatsächlich aber elf Meter hat. Es sind deren noch heute mehrere vorhanden, jedoch sind sie hoch gelegen, inmitten von Latschen schwer

mischt die tiefschwarzen Kühe, von denen das Volk glaubt, sie seien mit dem Teufel im Bunde wie die schwarzen Katzen. Vom Viehreichtum des Allgäus gibt der Spaziergang ins Ostrachtal allein schon einen gewaltigen Begriff. In das Schellengewirr mischt sich alsbald das Murren der wilden Ostrach, die menschlicher Wille zu Frondiensten geknechtet hat: ihre zu Tal hastenden, schaumgekrönten Wellen müssen die Schwungräder von Zementmühlen und Webereien treiben. Wie solch große Etablissements in diese Bergeinsamkeit kommen, möchte man fragen. Die Erklärung ist nicht schwer, es haben die zwei Dörfer des Ostrachtales Übervölkerung, und diese zu beschäftigen, sannen die Ortsvorsteher eifrig nach. Praktisch, wie die Allgäuer sind, fanden die Bürgermeister heraus, daß eine Fabrik das beste Beschäftigungsmittel wäre. Sie offerierten Grund und Boden unentgeltlich unter der Bedingung, daß in einem Jahre eine Weberei erstellt sein und aus der Hindelanger Bevölkerung die Arbeitskräfte genommen werden müssen.

Von diesem Handel hörte ein anderes Etablissement, erwarb einige Kilometer weiter an der Ostrach gleichfalls Grund und Boden und baute mächtige Fabrikräume. Dann kam es zum Prozeß mit der ersten Firma, die sich um die Priorität und das Ostrachmonopol geschädigt glaubte; die Hindelanger wurden nach echter

Tal, umrahmt von gewaltigen Felskolossen, verlassen da. Würde nicht der Schaumsturz in vielen Kaskaden hernieder zur wilden Ostrach tosen, kein anderer Laut störte die Ruhe. Die zerstreuten Häuser Hintersteins sind nur mehr Holzbauten, wenige nur mit Mörtel beworfen. Hier hat sich der Prinz-Regent von Bayern ein bescheiden Jagdhaus erbaut, das ihm Unterstand gewährt in Ausübung der Gemsenjagd. Weit und breit ist kein besseres Wildrevier zu finden.

„In den Mäuern drinn, da gibt's a schöni Jagd,
Da steigen d' Gamserln umanand so schön –
Kommst spat am Abend hin und in Fruah, bald's tagt,
Alli-, allimal magst's Wildbret seh'n!" – –

Um die Zeit, da das Edelweiß blüht, kommt Bayerns Landesvater herein in sein geliebtes Hochland, die Gemsjagd geht auf und mit erstaunlicher Elastizität steigt der Regent trotz seiner vielen Jahre die Jungen zu Schanden, stetig aufwärts in die starre, düstere Hochwelt, wo seine Lieblinge äsen. Die Hochgebirgsjäger sagten bis vor wenigen Jahren, Prinz Luitpold sei der rüstigste Bergsteiger des bayerischen Hochlandes vom Watzmann bis zur Mädelegabel, und einen besseren Schützen gebe es nicht im ganzen weißblauen Königreich. Für die Birsch wäre der Prinz-Regent noch mit siebenzig Jahren zu hitzig gewesen, sagen die Jäger.

Alljährlich verbringt der Prinz-Regent einige Wochen in Hinterstein, wo tatsächlich die Welt durch die Berge abgeschlossen ist. Wer weiter will, muß hinauf auf die Grate und kühn den Übergang suchen in das Land Andreas Hofers. Ein bescheidenes Wirtshaus bietet Atzung dem müden Wanderer in herrlicher Sommerszeit, und wenn die Gäste aus Hindelang und von Reutte herüber über Schattwald kommen, herrscht munteres Leben am Ufer der Ostrach; aber wenn die achtzig Tage des Blühens und Sonnenscheins vorüber sind und Sankt Petrus die Himmlsdecke ausbeutelt, daß es wochenlang schneit, dann bietet das Hintersteinertal alle Schrecken der winterlichen Einöde, und glücklich der Bauer, der Proviant genug im gänzlich eingeschneiten Hause hat. Doch davon wissen die Sommerfrischler nichts, sie genießen die wenigen Wochen des Glückes, und wie der Wettergott beginnt griesgrämig zu werden, flugs sind die Wandervögel wieder weg.

eine Irrwurzel getreten. Der Rißer Almspruch: „Wie hoaßt ma's denn da?" soll vom Jackele herstammen, der ganz verzagt die eigene Alm nach jener Irrfahrt nicht mehr erkannte und seine Almleute fragte: „Wie hoaßt ma's denn da?" Worüber die Senner hellauf lachten.

Ein Nagelschmied

I.

Schießen und Lesen war dem Nagelschmied Seppei (Joseph) seine Seligkeit und höchste Lust. Vom Vater erbte der kleine Bursch die Vorliebe für Pulver und Schießzeug und von der stillen Mutter den ungewöhnlichen Leseeifer.

Der Hang zum Scheibenschießen ließ sich wohl leicht in der schönen Bergheimat befriedigen, aber an Büchern war großer Mangel im Hause eines Nagelschmiedes tief drinnen in der Hochlandswildnis.

Der Herr Kurat im Widum lieh dem aufgeweckten Seppei gerne die paar Bücher, die ein Bauernbubenverstand erfassen und verdauen konnte. Aber der Junge hatte sich durch die Pfarrhofsbücher bald durchgelesen, und nun war weit und breit nichts mehr zum Lesen da. Wie die paar Jahre der Schulzeit um waren, kam die Frage: Was wird der Bub? Natürlich polterte der Vater, der Bub müsse Nagelschmied werden, aber die Mutter wünschte den Seppei einmal als „Herr Sohn"

anreden zu können, das heißt, sie wollte ihren Buben im geistlichen Kleide einst auf der Kanzel und am Altar sehen. Und der Dorfpfarrer meinte auch, der Bub wäre anstellig zur „Studi"; aber das nötige Geld zum Studieren war nicht da, und so blieb der Nagelschmied im Recht.

Also ward der Seppei Lehrbub in der Nagelschmiede und las in heimlichen Stunden, was er nur Lesbares auftreiben konnte, vom Robinson bis zum Traumbuch der Großmutter. Dabei wurden Büchsen und Stutzen geputzt und repariert mit einer Hingebung, daß selbst die Feuerschützen ihre Gewehre dem jungen Seppei anvertrauten, wenn etwas daran zu richten war. Und draußen am dörflichen Schießstand, da schoß der Seppei, so jung er war, mit den besten Scharfschützen um die Wette, bei einem Haar wäre der Junge sogar Schützenkönig geworden. Wie dann im Jahre 1859 die Schützen auszogen, das „heilige Land Tirol" zu verteidigen an der welschen Grenze, da wollte auch der Seppei mit in glühender Begeisterung nach dem Süden. Aber diesmal sagten Vater und Mutter, die anfingen kränklich und gebrechlich zu werden und daher die Stütze ihres Alters daheim auf dem Anwesen brauchten: „Nein!" War das ein Jammer beim Seppei, der sich im Geiste schon an der Spitze der Landesschützen sah, wie sie die Italiener wegschossen von den Felsen, als wären es Gemsen. Da-

heim bleiben und Nägel machen, hieß es. Die gute Mutter wußte ein Pflaster auf die Wunde und schenkte dem Seppei einen Gulden, damit er sich in der nahen Kreisstadt Bücher holen konnte. Damit ließ sich das Herzweh fürs erste verschmerzen, und später linderte die Zeit auch die herbe Enttäuschung.

▫ ▫

Durch das Wochenblättchen, das der Nagelschmied sich hielt, kam die Kunde von Magenta und Solferino auch in das stille Tal, von Hof zu Hof drang die Nachricht vom Frieden zu Villafranca und bald darauf die Meldung, daß in Wien ein neuer Versuch gemacht werde, Ordnung in das große Reich zu bringen. Verwundert hörten die Dörfler dem Nagelschmied zu, wenn er, seinen stattlich herangewachsenen Sohn an der Seite, den Bauern auseinandersetzte, was der Kaiser mit seinem Diplom vom 20. Oktober 1860 will, wie eine neue Reichsverfassung eingeführt werden soll mit dem Kaiser und dem Reichsrat, den wieder die Landtage wählen, so daß auch die Tiroler was dreinzureden hätten mit ihrem eigenen Landtag. Viel schwatzten die Dörfler hierzu nicht, sie fanden sich mit einem „Hm, hm," „So, so" und „Woll, woll" ab, aber der Seppei mit seinen klugen Augen studierte aus dem Wochenblatt doch so viel heraus, daß die Zukunft dem Fortschritt gehören müsse

und der Aufklärung, und daß es wie in Wien auch im „Landl" anders und besser werden müßte. Das „Wie" konnte der junge Nagelschmied freilich nicht sagen, aber die Zeit wird es lehren.

Ja, die Zeit! Sie brachte im Dorfe zunächst das eine fertig, daß die Bauern mißtrauisch wurden und sich scheu vor dem neuerungssüchtigen Seppei zurückzogen. Die Alten murrten über den jungen Burschen und schimpften über den Alten, der einen Freigeist aus seinem Buben gemacht habe, der noch Elend und Schande über das ganze Dorf bringen werde. Freilich lachte der Alte über dieses Geschimpfe, der Junge aber warf sich mit Feuereifer auf die neuanbrechende Zeit und ihre Literatur. Das machte im Bezirk mehr Aufsehen als die Schlacht bei den Düppeler Schanzen und der Tag von Königgrätz. „Der Teufel ist los," klagten die Alten, wie jeder Tag etwas Neues aus der Kaiserstadt brachte, die neue „Erfindung" des „Lismus" (Dualismus) in Ungarn und schließlich gar ein bürgerliches Ministerium, das sicherlich die Berge zum Einstürzen bringen werde. Festhalten am Alten ward gepredigt und den Bauern eingeschärft mit allen Mitteln, zumal auch in den Dörfern Neuwahlen in der Vorsteherschaft bevorstanden.

„Der Wolf geht um!" hieß es, und „Schlagt sie nieder, die Volksverführer!" zeterten die Fanatiker im

Wahlkampfe. Die Alten wurden hitzig wie gärender Most und die Jungen zäh.

Auch im Dorfe wogte der Kampf hin und her, bis der Luftstrom von Wien her klärend wirkte im Gewitterdunst der dörflichen Wahl und der alte Nagelschmied zum Vorsteher und sein Sohn zum Gemeindeschreiber gewählt wurden.

Schier gelähmt vor Entsetzen hörte die Partei der Alten dieses Resultat, dann prasselten die Proteste wie Hagelschlag hernieder, aber sie änderten nichts an der rechtsgültigen Wahl. Die Jungen hatten gesiegt, bei ihnen liegt die Zukunft.

Wenige Jahre zogen ins Land, da brachte der Tod des alten Nagelschmiedes abermals die Aufregungen einer neuen Vorsteherwahl und gewitzigt bot die Partei der Alten nunmehr alles auf, die Wahl eines Jungen zu verhindern. Weiber selbst und Mädchen wurden verhetzt, der Zwist in die Familien geschleudert und fliegenden Atems gegen die umstürzlerischen Jungen gezetert. Im Wirtshause beim roten Weine prallten die Gegner aufeinander und schlugen sich die Köpfe blutig, so daß die bewaffnete Macht einschreiten mußte. Und wie der Wahltag um war, da hatte das Dorf den Nagelschmied Seppei zum Vorsteher gewählt.

II.

So jung, kaum dreißig Jahre alt, und schon Vorsteher einer ganzen Gemeinde. Einem andern wäre vielleicht der Kamm geschwollen, aber der Seppei blieb ruhig und gemessen, sich der neuen Würde, aber auch der Verantwortung wohl bewußt. Wie die Bestätigung von der Behörde herabgelangte, verschwand der neue Vorsteher für immer aus dem Wirtshaus, und von jener Stunde an sah niemand ihn mehr rauchen. Das war seltsam, aber der Vorsteher bildete sich ein, es passe nicht für einen Landbürgermeister, mit der Pfeife rumzulaufen, und ein Bauer brauche erst recht keine Zigarren. Dafür mußten Bücher ins Haus; „was ich am Nichtrauchen erspare, soll in Druckerschwärze aufgehen," sagte der Vorsteher und legte so den Boden einer Bücherei. Gesetzbücher lagen in der Gemeindekanzlei, der Vorsteher kaufte sich die Kommentare dazu, las, studierte sie und lernte die Gesetze gründlich verstehen.

Es dauerte nicht lang, und Seppei bekam eine juristische Arbeit durch einen strammen Burschen im Dorf, der seines noblen Auftretens halber den Spitznamen „Grafenhansl" erhalten hat. War Geld im Beutel, dann bekam der Hansl „gräfliche Passionen". Er zechte, spielte, war verliebt und arbeitete so lange nichts, als ein Sechser im Beutel klang. Dazu war der neue Rötel so viel

gut, und zum Kartenspielen fanden sich diesseits und jenseits der Grenze immer Leute, die Zeit hatten und gewinnen wollten. Es heißt ja auch im Sprichwort: „Spielen ist ein Laster, und wer verliert, ist ein Lump!" Nach diesem Sprichwort war der Grafenhansl schon oft ein Lump gewesen, und sein Mädel hatte ihm dieses Wort oft genug ins Gesicht gesagt. In der letzten Zeit erst wieder so laut, daß dem Grafenhansl das Blut ins Gehirn schoß, weil auch etwas Eifersucht mit ins Spiel gekommen war.

Im Steinbruch, wo der Hansl als Arbeiter beschäftigt war, wenn er gerade Lust zum Arbeiten hatte, da waren auch Welsche (Südtiroler und Italiener) bedienstet, und auf diese „Katzelmacher" (Spottname für die Italienisch redenden Tiroler) hatte der Hansl einen besonderen Zorn.

„Essen tun s' nix wie den dalketen Polenta, trinken tun s' nix wie bloßes Wasser und, wenn's hoch geht, am Garibaldi sein'm Namenstag ein Stamperl (Gläschen) Schnaps, arbeiten tun s' für drei, und wenn die Zeit im Akkord rum ist, dann fahren sie mit 'm Geld im Sack heim und singen von Kufstein bis Ala ,Evivva, Evivva Garibaldi!'"

Einen von diesen Welschen hatte der Hansl ganz besonders auf dem Strich. Ein ganz unverschämt schöner Bursch, der Giuseppe oben am Steinbruch.

Redete nichts den lieben Tag und tat, als könnte er auf Deutsch nicht bis fünfe zählen. Wie 's aber dunkel wurde, dann tuschelte er mit den Weibsleuten, als wäre er wahrhaftig ein Deutscher, und die Mädchen verstanden sein verzwicktes Welsch-Deutsch, als hätten sie kein anderes gelernt in der Volksschule.

Solang der Beppo mit anderen Mädchen „speanzelte", war der Giuseppe dem Hansl gleichgiltig. Aber anders ward die Geschichte, wie der Welsche den Weg aufs Lechen (kleines Bauerngehöft) fand, wo dem Hansl sein Mädel daheim war. Verträgt der Hundertste nicht, wenn ihm einer „ins Gäu" geht, die Stadtherren vertragen es auch nicht. Mancher wird rabiat darüber, und Schläge gibt es immer bei solchen Geschichten. Und wenn nun einer gar so hitzig ist wie der Grafenhansl! Da war ja eigentlich der Südländer Beppo ein Eiszapfen gegen den Nordtiroler Hansl, der bei einem Haar sogar ein Bayer worden wäre, wenn seine Mutter am Geburtstage um eine Stunde weitergegangen wäre.

Im Dorfe mit dem schönen grünen Kirchturm war's an einem Sonntag abend im Sommer. Burschen und Altbauern saßen beim Roten heraußen an der Straße und rauchten, daß wirre Wolken aufstiegen in den lauen Abend. Der Grafenhansl saß auch dabei; mit einem einzigen Blick aus seinen Falkenaugen hatte der Hansl

die Gesellschaft gemustert, der Welsche war nicht dabei, seinetwegen war der Hansl eigentlich ins Wirtshaus gegangen. Er will den Welschen gerad heut kontrollieren, aus einem besonderen Grund. Hansls Zenzi hatte ihn in der Früh abblitzen lassen, wie er gern wieder angebandelt hätte, und gesagt hatte sie recht spöttisch, der Grafenhansl sollte sich an dem Welschen ein Beispiel nehmen, wie man arbeiten müsse. Mit offenem Munde war der Hansl stehengeblieben über diese Rede, sogar das Fluchen hatte er vergessen auf eine Weile. Nachher war ihm freilich der „Gift", eine Wut gekommen, daß er am liebsten den Welschen zerrissen hätte, wenn der Beppo just um die Wege gewesen wäre. Im Wirtshaus suchte der Hansl nach der Kirchzeit an den Bauernbuben seinen Ärger auszulassen, aber die waren nicht dazu aufgelegt, und plötzlich war der Hansl draußen auf der Straße. Der Wirt kam zwar gleich dazu und meinte, am hellichten Tag dürfe bei ihm nicht gerauft werden; aber der Hansl war draußen, und mehr wollte ja auch niemand. Wegen der vormittägigen Rauswerferei war der Hansl nach dem Essen ins Nachbardorf gegangen; es hatte ihn doch sehr geärgert und am gleichen Tag wollte er nicht in jenes Wirtshaus gehen. Die welschen Steinbrecher gingen sonst auch am Sonntag ins benachbarte Dorf, wo Landsleute als Ziegelarbeiter wohnten, zum Plattenwerfen. Vielleicht,

dachte sich der Hansl, kommt der Beppo auch, und auf den hatte er es abgesehen.

Im Wirtshaus des Nachbardorfes war er nicht, der gehaßte Nebenbuhler. Der Hansl bestellte sich sein Viertel Roten, setzte seine Pfeife in Brand und schielte mit einem Eifer auf die Straße, daß die anderen Burschen neugierig wurden und fragten, ob der Hansl denn auf sein Mädel warte.

Doch da kamen die Welschen heran von drüben und, genügsam wie immer, wollten sie vorüber am Wirtshaus. Da höhnte aber schon einer: „Leid't 's Enk nix zum Zuakehr'n?" (Erlauben es Eure Mittel nicht, einzukehren?) Dem Beppo schlug eine Glutwelle ins Gesicht ob dieses Hohnes, er trat näher, und mit einem „Permesso, Signori!" setzte er sich an den langen Tisch, die Landsleute aber zogen weiter.

„No, ist doch wenigstens einer von die welschen Hungerleider, der sich ein ‚Viertele' vergönnt!" rief einer. Dann ging es los über die Welschen, die dem Deutschen die Arbeit wegnehmen und die Löhne verderben. „Drin sollen s' bleiben im Polentalandl! Wir brauchen sie net heraußen!" Das war dem Hansl ganz aus der Seele gesprochen. Nicht wegen Arbeit und Lohn, das wäre dem Hansl gleichgiltig, aber wegen des Beppo im besondern, denn wäre der nicht heraußen, dann wäre

auch Hansls Mädel anders. Deshalb hetzte der Hansl auch kräftig mit und die Ruhe des Welschen reizte immer mehr. Wie die Burschen merkten, daß der Hansl absichtlich an den „Katzelmacher“ wollte, überließen sie ihm sofort die Führerrolle im Hetzchorus. Um dem Welschen die Schneid vorweg abzunehmen, fing der Hansl mit dem Trutzliedel an:

„Im Unterland hon i
Mei Federn ang'steckt,
Mit 'n Schmeißen und Raufen
Hat mi koaner derschreckt.“

Giuseppe reagierte nicht im geringsten auf diese Prahlerei.

Das machte den Hansl hitziger, er hub aufs neue an:

„I hon diar's schon g'sagt
Und sag diar's a heut,
Bist a elendiger Häuter*)
Koa bißl koa Schneid.“

Mit wieherndem Gelächter belohnten die Burschen die grobe Anzapfung und im Chorus ertönte es:

„Heunt san ma alli do,
Net grad a Toal (Teil),
Heunt hama die Schneid
In an Fuattakorb foal (feil).‘

*) Schwacher Mensch.

„Hast aa'r a Schneid, Katzelmacher, ha? Na, sing uns oans affi!“[1])

Mit mitleidigem Lächeln meinte der Welsche: „È un pazzo povero!“[2])

„Was, der Katzelmacher will mich einen ‚Patzer‘ (ungeschickten, läppischen Menschen) hoaßen?“ brauste der Hansl auf und wollte auf den Welschen losschlagen. Doch ein Halbdutzend Arme faßte den Hitzigen, noch war es zu früh zur Keilerei, die Burschen wollten noch länger ihr Vergnügen an den Trutzliedern haben. Drum hub gleich ein anderer der Burschen recht anzüglich auf den verspotteten Italiener an:

„A Henn und a Welscher
Dia sein G'schwiasterkind:
Wenn's a kloans bißl kracht,
Na' laffen sie g'schwind.

Du welischer Toifel[3])
Hast a G'sicht wia-r-a Schatull.
Geah abi nach Hall[4])
Af Numero Null!“

Es blieb vergeblich, den Welschen in die Hitze zu bringen; entweder hatte er ganz außer der Art seiner

---

[1]) Sing uns ein Lied entgegen (hinauf).

[2]) Er ist ein armer Mann.

[3]) Toifel = Teufel.

[4]) In Hall bei Innsbruck ist eine große Irrenanstalt.

Landsleute Fischblut in den Adern, oder er verstand zu wenig von den bissigen Schnaderhüpfeln. Der Hansl hatte zuviel Wein im Kopf, ihm dauerte die Hänselei zu lange, es juckten ihm die Fäuste, dem Nebenbuhler die Lust zum ferneren Karessieren zu vertreiben. „Platz, Ös Breindoib;"[1]) ruft der Hansl.

Dieser unüberlegte Ruf änderte im Nu die Situation, dieser offene Hohn und Spott machte die Nachbarn rebellisch, sie ließen jetzt den Welschen unbeachtet und gingen mit Stuhlfüßen und Stecken dem Farvellecker[2]) auf den Leib. Hansl wehrte sich wie ein Besessener, es regnete Hiebe, und Beppo, der Frieden stiften wollte, aber mit seinem bißl Deutsch nicht durchzudringen vermochte, erwischte einen Hieb, der ihn schwerverwundet zu Boden streckte. Gleichzeitig flog auch der Hansl blutüberströmt auf die Straße.

Nun der Streit so beendet war, wollte keiner dabei gewesen sein, die Burschen drückten sich, die paar Alt-

[1]) Brein = Hirse (Panicum miliaceum), Doib = Dieb. Gemeinhin verstehen die Unterinntaler an der bayerischen Grenze unter „Breindoib" die Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris). Die Bezeichnung selbst ist der Spitzname für die Bewohner des tirolischen Grenzortes.

[2]) Farvel = eine ortsübliche Mehlspeise, auch eine Suppe mit eingeträufeltem, gequirltem Eiweiß; gleichfalls ein Spitzname der Bewohner des Dorfes E.

bauern waren ohnedies schon fort, wie die Keilerei begonnen hatte. Der Wirt ließ die beiden Verwundeten hinüber in ihr Dorf bringen, ins Krankenhaus. Natürlich wurde dem Vorsteher Seppei der Fall gemeldet, und er hatte ihn zu untersuchen, bis die Gendarmen kommen.

Mit Spannung folgte das ganze Dorf der Untersuchung, und ganz offen nahm die Bewohnerschaft Partei für den Grafenhansl und wetterte gegen die Nachbardörfler und gegen den Welschen.

Unbekümmert um diese öffentliche Meinung suchte der Nagelschmied-Vorsteher die Wahrheit zu ergründen. Mit Staunen vernahm man das Resultat seiner Untersuchung: Schuldig sei der Hansl, Anlaß zu der beschämenden Rauferei sei wieder der Hansl gewesen, und ganz unschuldig sei der Italiener.

So etwas hatte man im Dorf noch nicht erlebt, der eigene Vorsteher tritt auf die Seite der Gegner im Nachbardorf, er nimmt einen Welschen in Schutz und verdächtigt einen Ortsangehörigen. Das also sind die Früchte der neuen Richtung! Kein guter Faden blieb mehr am Vorsteher. Bis auf ein Häuflein Besonnener wetzte jeder die Zunge über ihn. Wie ein Flugfeuer drang die Kunde davon in die Dörfer des Bezirkes.

Daß das Gericht nach beendigter Untersuchung zur gleichen Anschauung wie der Vorsteher gelangte, änderte

an der sich geltend machenden Verfemung des Nagelschmiedes nicht das geringste.

Einsam verbrachte der Geächtete seine Tage zwischen der Schmiede und der Gemeindekanzlei. Nach des Tages Mühen flüchtete der junge Vorsteher zu seinen Büchern oder er suchte auf einsamen Spaziergängen ins Gebirge Erholung und Sammlung seines Gemütes. Und diese Wanderungen wiederholten sich, sie erhielten ein bestimmtes Ziel, Seppeis Schritte lenkten sich nach einem Dorfe oben, wo er sein Herz verloren hatte an ein armes, braves Bauernmädel. Nach den Jahren des Kampfes hatte Seppei ein Menschenherz gefunden, das ihn verstand, sein Tun und Wollen erfaßte und guthieß und mit ihm Leid und Freud teilen wollte für dieses Jammerleben auf Erden. Die Heirat wurde vereinbart, der Vorsteher ging daran, die Vorbedingungen zu erfüllen. Papiere mußten beschafft werden, das Mädel brauchte eines Vormundes Zustimmung, da der Vater gestorben. All das verlangte Zeit, und Verlobte warten so hart.

Daß der Vorsteher so fleißig ins Gebirg hinaufwanderte, war nicht unbemerkt geblieben, und jung und alt wußte, was diesen Gängen folgen werde, eine Hochzeit, die aber durchaus nicht nach dem Geschmack des Nagelschmieddorfes war. Es hieß: „Da sieht man wieder, was der Vorsteher für ein Verräter an der engsten Hei-

mat ist, eine Fremde will er ehelichen, die einheimischen Bauerntöchter sind ihm zu schlecht.“ Und andere sagten wieder, er hätte nicht so ganz unrecht, denn vom Dorf selber würde doch kein Mädel den Ketzer heiraten. „Ach was, Ketzer!“ meinten dann wieder Seppeis Anhänger, „der Nagelschmied ist ein so guter Christ wie wir alle und er geht so fleißig in Amt und Predigt, wie alle andern auch.“

„Aber er denkt was anderes dabei, und das ist das Gefährliche an ihm. Werdet schon sehen, das Dorf erlebt noch was Besonderes mit diesem Vorsteher!“

Seppeis und seiner Verlobten Papiere waren endlich beschafft, nun sollte es zum Aufgebot von der Kanzel kommen. Seppei bangte davor, denn schon hatte er in den Zeitungen gelesen, daß ein neues Dogma die Geister errege draußen auf den stürmischen Wogen des Lebens. Hier im stillen Dorfe warf das Dogma freilich keine Wellen, weil es keinen Widerspruch gab. Wie nun, wenn im Widum an ihn die Frage kommt, ob er festhalte an dem Dogma? Im Innersten seines frommen Herzen lautete die Antwort: „Nein!“ Ein starres Nein wird aber einen furchtbaren Konflikt, ja Unheil bringen über ihn und sein Haus. Soll er aber lügen? Und wird man ihm solche Lüge glauben nach dem ganzen Vorleben? Wird er dann nicht

erst recht verächtlich, ein Verräter an sich selbst und seinen Grundsätzen?

Mit einer Lüge wollte der Vorsteher nicht in den Widum gehen, und das Schicksal sollte seinen Lauf haben.

Wie es Seppei geahnt, so kam es. Sein „Nein“ hatte die Verweigerung des kirchlichen Aufgebots zur Folge. Von der Kanzel herab ertönte alsbald das schwere Wort: Verräter an seiner Religion, Ketzer unter guten Christen!

Scheu wichen ihm jetzt die eigenen Ortsangehörigen aus, sie flohen ihn, nur wer mußte, ging zu ihm in die Gemeindekanzlei. Das Geschäft ging zurück, verlassen stand seine Schmiede, einsam er selbst inmitten seiner Heimat. Schlecht klang sein Name, verrufen war sein Dorf. Hatte er recht getan? Ist sein Verhalten vereinbar mit dem von ihm so innig erstrebten Wohl der ganzen Gemeinde?

Immer schwerer wurde dem bedrängten Vorsteher das Herz. Der Fluch des Verlassenseins lastete auf ihm. Wie wird seine Braut die jetzige fürchterliche Lage auffassen? Kann ein Mädchen als Gattin in das Haus eines Verfemten ziehen? Welches Leben fürderhin vermag er der Gattin zu bieten — das Los der Geächteten, ein Leben irdischen Jammers.

Dieses Opfer konnte und durfte er nicht fordern.

Mag das Herz brechen, er mußte die Braut unter solchen Verhältnissen freigeben; es wäre Sünde und Verbrechen, ein Weib an sich zu ketten, das durch ihn geächtet wäre. Und dann noch eins: würde die Braut als Gattin ins Haus ziehen, wenn die Kirche die Trauung verweigert?

Wohl gestattete das neue Gesetz eine Zivilehe, aber keiner ging sie allein ein; sie würde den völligen Untergang bedeuten oder das Verlassen der geliebten schönen Heimat für immer.

Ein schwerer Gang ward es für den Vorsteher, er pilgerte langsam aufwärts, um oben im Bergdörflein Abschied zu nehmen von seinem Herzlieb. Er gab die Braut frei und wollte allein mit Gott sein Los weiter tragen.

„Mich willst freigeben, verlassen, weil alles dich verlaßt?" rief das tapfere Mädel. „Da kennst decht du die Tiroler schlecht; wie die Manner von Tirol treu halten zu unserm Kaiser, so treu halt auch eine Tiroler Dirn zu dem, der ihr Herz hat, bis zum letzten Atemzug! Na, Sepp, mag's geh'n, wie's will, i bleib bei dir und geh mit dir in treuer Lieb, selbst wenn wir fort müßten aus unsere Berg und in der Fremd sterben am Heimweh!"

Wohl stammelte der Sepp sein „Vergelt's Gott!" für die tapfere Rede, aber die Hochzeit ohne Geistlichen

mußte er der Braut doch vor Augen rücken als gewissenhafter Mann.

„Das ist freilich hart, wenn's soweit kommt. Aber hat nicht der Kaiser zugestimmt zu diesem Gesetz, und wo der Kaiser nichts Sträfliches drinnen findet, soll das dann für uns eine Schand sein? Gültig ist die Heirat decht, weil's der Kaiser sagt. Und so halt i aus mit dir, mag kommen, was will."

Überglücklich kam Sepp den Berg herunter, hatte er doch eine frohe Stunde verlebt seit langer Zeit, und so Gott will, soll es mutig in die Zukunft gehen. Bescheiden, aber bestimmt ward im Widum die Erklärung abgegeben, daß er, der Vorsteher, infolge des verweigerten kirchlichen Aufgebotes sich nunmehr nach dem Gesetze von der Behörde civiliter trauen lassen werde.

Im Land Tirol eine Zivilehe! Unerhört! Der Vorsteher blieb fest bestehen auf seinem unerschütterlichen Entschluß.

Ehe er aber noch in der Kreisstadt die Anmeldung zur Ziviltrauung bei der Behörde erstatten konnte, ereignete sich etwas Überraschendes. Sepp wurde in den Widum gerufen und dort wurde ihm eröffnet, der Bischof, von dem Falle verständigt, habe die kirchliche Trauung in der Dorfkirche genehmigt.

Wohl hatte der Vorsteher einige „Aber" und die Frage, wie diese Angelegenheit nach der Verweigerung

des Aufgebotes vor den Bischof komme, auf der Zunge, aber er schluckte diese Einwürfe hinunter und dankte dem Himmel für diese friedliche Lösung, die ihm selber und für die Braut wie für das ganze Dorf lieber ist als der Kampf mit seinen schweren Folgen.

Wenn der Vorsteher geglaubt hatte, die friedliche Lösung werde auch das Verhältnis zu den Dörflern bessern, so irrte er, denn die Fanatiker behaupteten jetzt, im Widum sei man nachgiebig geworden, weil der Vorsteher den Bischof zu beschwatzen wußte. Es stiftet der Vorsteher also nicht bloß Unfrieden im Dorf, er bringt auch die Geistlichkeit mit ihrem Bischof durcheinander, also sei der Mann höchst gefährlich und es werde kein gutes Ende mit ihm nehmen.

Soviel auch geschimpft und gelästert wurde, am Hochzeitstag des Vorstehers war doch fast alles vom Dorf dabei. Seppei ließ sich nicht lumpen und er wußte zu repräsentieren als Oberster seiner Gemeinde. Er speiste die Armen, gründete an seinem Ehrentage einen Krankenverein und spendete einen erheblichen Betrag zur Gründung einer Feuerwehr. Das freute die Gemeinde nicht wenig, aber wie der Hochzeitswein aus den Köpfen verraucht war, war auch die Freude und Liebe für den Spender verflogen. Ja, der alte Haß loderte bald wieder auf, weil der Vorsteher energisch gegen die sinnlose Ausbeutung der Gemeindewaldung

einschritt und mit der Bestrafung der Waldplünderer just seine ärgsten Feinde traf, die nun Klage gegen den hartherzigen Vorsteher führten.

Zwar hatte Seppei auf Dank nicht gerechnet, aber auf Verständnis für sein Streben zugunsten des Gesamtwohles hoffte er. Die Gemeinde, von seinen Anhängern abgesehen, aber lohnte durch fanatischen Haß, es wurde der Vorsteher neuerdings des Mißbrauches der Amtsgewalt, der Verletzung des Gemeindeeigentums und Störung des öffentlichen Friedens beschuldigt.

III.

Kurz nach Verbüßung seiner Strafe für die Rauferei im Nachbardorf war der Grafenhansl mit seinen rachsüchtigen Plänen, dem verhaßten Vorsteher für seine gewissenhafte Voruntersuchung eins auszuwischen, zum Militär eingezogen worden, und zwar zum Cadre der berittenen Landesschützen in Innsbruck, die der Volksmund „Gletscherhusaren" nennt. Auf Stallwache, beim Pferdeputzen und Stallwaschen vergehen gewisse Pläne, und der Wachtmeister verstand es meisterlich, einem die Mucken auszutreiben. Wenn auch nur im Cadre, hatten die Gletscherhusaren durchaus keine Zeit zum Geschichten-

erzählen oder Fliegenfangen. Zunächst mußten sie selber tagtäglich die Arbeit des Kavalleristen wie in jeder anderen Eskadron verrichten, dann aber kam der Dienst mit den Remonten dazu, die zugeritten, felddiensttauglich gemacht und hernach Landwirten und Grundbesitzern zur weiteren Verpflegung übergeben wurden. Dazu hatte die Cadremannschaft dieser tirolischen Landwehrtruppe zu Pferd die Standes- und Evidenzführung, die Aufbewahrung und Instandhaltung der Vorräte an Montur, Rüstung, Reitzeug, Waffen und Munition zu besorgen, also Arbeit in Hülle und Fülle. Und zudem hatte Hansls Wachtmeister den Grundsatz des echten Kavalleristen: „Gut geputzt, ist halb gefüttert!“, weswegen die Eskadron nicht genug an den Gäulen putzen konnte. Mit dem grauenden Morgen begann die Tätigkeit der „Gletscherhusaren“; still war es noch im Stall, gähnend ging die Stallwache auf und ab, aber draußen in der Futterkammer richtete der Wachtmeister das Frühfutter bereit, den goldgelben Hafer und die sorgfältig gezählten Heubündel. Paarweise traten die Soldaten an, die Futterportion zu „fassen“, scharf gemustert vom Falkenauge des Gestrengen, ob auch die Stallmontur sauber und der ganze Mensch in Ordnung sei. War das Morgenfutter verteilt, dann begann im Stall das Geknirsche der Haferkörner im Roßmaul. Hernach kam die Tränke und sodann ward Striegel und Kartusche

gehandhabt, bis die Haardecke der Pferde weich und glänzend geworden ist. Mähne und Schweif wurden mit einem eigens zugerichteten Holzstäbchen sorgfältig durchgekämmt und mit dem Hufräumer die Hufe gesäubert. Wehe dem Burschen, der dann vergessen würde, mit dem feuchten Lappen Augen, Ohren und Nüstern des Pferdes zu waschen und die Reste des Frühstücks aus den Mundwinkeln zu wischen. War das alles zur Zufriedenheit geschehen, dann folgte die Stallsäuberung und oben in den Mannschaftsräumen die Morgenreinigung, bis um sieben Uhr alles blitzblank gescheuert und die Eskadron fertig war zum Empfang der Offiziere. War nicht Stallunterricht, dann wurde Schule geritten. Da fehlte es nicht an Kraftausdrücken, wenn so ein Höllenhund von Rekruten im „falschen Galopp" kam. Wie oft es den „Rammeln" gesagt worden ist: „Etwas mehr Krupp herein, innerer Zügel, innerer Schenkel", und weiß der Kuckuck, der Kerl kommt doch „falsch". Ja, das Pferdebehandeln! Mit dem Schießgewehr können die Kerle umgehen von klein auf, aber zum Pferd stellen sie sich wie die Kühe ans Scheunentor. Da setzte es Peitschenkitzler, wenn die Burschen bei der Longearbeit das „Sitzen" nicht rasch genug lernten. „Brust heraus! Absätze herunter! Knie am Sattel!" Es war schwer, auf dem Gaul zu sitzen ohne Zügel, ohne Bügel, die Arme am Rücken verschränkt. Der

Wachtmeister meinte freilich, das „Sitzen“ wäre sehr einfach; die Burschen waren anderer Ansicht. Und bis einmal das Wesen dieser Truppe begriffen wurde! Mancher hockte lieber auf einem bockigen Remontegaul als in der „Schule“.

Der Grafenhansl war nicht dumm, aber in der Instruktionsstunde brachte er doch alles durcheinander. Da fragte man ihn nach der Landesschützenuniform, und trotzdem er sie selber am Leibe trug, wußte er es nicht. Ein Glück für ihn, daß die Cadredienstzeit nicht lange dauerte. Den Tag seiner Entlassung begrüßte der Hansl wie der Wachtmeister als Erlösung. Auf dem Heimweg begriffen, den Hansl der Billigkeit halber zu Fuß machte, kam ihm wieder der Vorsteher ins Gedächtnis, und die aufgespeicherte Galle drang ins Blut.

IV.

Ein Sonnenstrahl des Glückes war ins Haus des Nagelschmiedes gefallen, Seppeis Weib hatte ihn mit einem strammen Büberl beschenkt. Hob der junge Vater das Kind lachend empor, so strampelte der Knirps mit den Beinchen. „Du bringst uns das Glück ins Haus!“ rief der glückselige Vater, und „Gott geb' es!“ murmelte die Mutter auf ihrem Lager.

Der vierzehnte Tag seit des jungen Sepperls Geburt war angebrochen. Im Dorfe war eine gewisse Aufregung bemerkbar, junge Burschen aus der nächsten Nachbarschaft huschten von Haus zu Haus; wo sich Leute begegneten, steckten sie die Köpfe zusammen und tuschelten geheimnisvoll. Dann ward es wieder ruhig bis zum Abend. Kaum aber senkten sich die Schatten der Nacht herab und verglühte das Sonnengold auf den Zacken der Berge, da sammelten sich schwarze Gestalten um das Nagelschmiedhaus, die Burschen des Dorfes mit Glocken und Schellen, die in dreimaligem Umgang um das Haus, worin das neugeborene Knäblein ist, das Bübchen „einläuten" und dazu mit Peitschen knallen. Nach jedem vollzogenen Umgang krachte ein Schuß. Dann stieg der Anführer der „Einläuter" an den Spalierlatten empor zum Fenster des Kindsvaters und forderte denselben zum „Habernkauf" auf.

Erfreut über diese Aufmerksamkeit, war der Vorsteher gerne bereit, den „Haber" zu kaufen, nur wollte er den ortsüblichen Freitrunk nicht im eigenen Hause verabreichen und bat daher die Burschen, die seinen Buben eingeläutet hatten, auf seine Kosten im Wirtshause zu trinken. Mit jubelndem Hurra wollten die „Einläuter" abziehen, da nahte eine andere Schar Burschen mit dem Grafenhansl an der Spitze, die ebenfalls zum Nagelschmied wollte, aber zum „Abläuten",

was einen Hohn bedeutet und zur Folge hat, daß, falls das Abläuten ohne Störung gelingt, diesem Hause nie mehr „eingeläutet" werden darf. Den Hohn des „Abläutens" empfanden sofort die im Abziehen begriffenen „Einläuter". Schon war unter Schellenklang des Grafenhansls Schar einmal umgegangen, der erste Schuß war gefallen, da stürmten die Einläuter zurück und verhinderten mit Gewalt den zweiten „Abläut"-Umgang. Wohl mahnte der erschrockene Vorsteher zur Ruhe, die Gegner waren aber schon aneinander im wütenden Handgemenge. Das ganze Dorf lief zusammen, der Kurat ließ Sturm läuten, die Feuerwehr rückte aus. Da kam dem Feuerwehrhauptmann ein Gedanke: „An die Pumpen," und klatschend fuhr ein Wasserstrahl in den raufenden Menschenknäuel, der pudelnaß rasch auseinanderstob.

Tief bedauerte der Vorsteher dieses wüste Gebalge, und schon andern Tags richtete er an die Dorfbewohner die Bitte, fürderhin diesen Gebrauch des „Ein- und Abläutens" zu unterlassen. Die Unzufriedenen, die Hetzer der Partei der Alten, jedoch schoben die Schuld an diesem Ärgernis wieder dem Vorsteher zu, der nun bald reif sein werde zum unfreiwilligen Rücktritt.

Im Nagelschmiedhause selbst weinte die Wöchnerin bittere Tränen über den dem Hause angetanen Schimpf des „Abläutens", und der Vorsteher litt schwer darunter.

Zum erstenmal verließ das sonst so tapfere Weib der Mut, und zagend meinte die Frau, der Sepp solle doch auf ein Amt verzichten, das nur Ärger und Arbeit, aber keine Anerkennung einbringe. Die Ruhe werde nicht früher ins Haus kommen, bis Sepp nicht mehr Vorsteher sei.

Sepp mußte sich selber sagen, daß sein Weib so unrecht nicht hatte, aber das ihm übertragene Amt feig verlassen, der fanatischen Partei weichen, solange die Kraft ausreicht und das Mandat dauert, nein! Nur das eine versprach er der Gattin, zur etwaigen Wiederwahl nicht das Geringste beizutragen und dem Schicksal seinen Lauf zu lassen. Lange dauerte sein Vorstehermandat ohnehin nicht mehr.

Wenige Monate noch, und die Amtszeit Sepps war abgelaufen. Der Vorsteher hatte die Gemeinde selbst aufmerksam gemacht, indem er zur projektierten Vergrößerung des Spitales der Gemeinde nahelegte, damit zu warten, bis der neue Vorsteher gewählt sei.

Im Spätherbst war es; draußen in der Natur ließ sich die Nähe des Allerseelentages wahrnehmen, der den Bäumen das welke Laub nimmt und wehmütig den Tod, den Winter ankündigt. Oben in der Bergregion trugen die Gipfel bereits die Schneemütze, und rauh wehten die Winde aus den Schründen und Klüften herab.

Früh dämmerte es, das Licht mußte schon mit dem Aveläuten angezündet werden. In der kleinen Stube, wo der Nagelschmied-Vorsteher sein Fabrikat nebst den Artikeln einer Landkrämerei feilhielt, spendete die kleine Öllampe trüben Schein. Der Vorsteher saß am Tisch und las, der stets fleißige Mann wollte keine Minute ohne Beschäftigung sein, und so füllte er die langen Abende mit guter Lektüre aus, indes sein Weib den Buben oben zur Ruhe brachte. Still war es im Dorf, nur vereinzelt gaben die Hofhunde Laut, wenn ein später Wanderer die Straße entlang zog.

Da knackte die Klinke der Haustür, im schweren Schritt trottete jemand im Hausflur und tastete nach der Ladentüre. „So spät noch eine Kundschaft?" dachte der Vorsteher und öffnete die Tür, damit der Lampe Schein den Flur erhelle und der späte Kunde leichter das Verkaufslokal finde. Erstaunt sah Seppei den Grafenhansl vor sich mit gerötetem Antlitz und wirrem Haar.

„Was will der Hans so spät bei mir?"

„Wolltern Nägel kaufen, Nagelschmied."

Das wunderte den Vorsteher, denn der Bursch hatte in seinem ganzen Leben noch keinen Nagel gekauft, aber Sepp unterdrückte eine weitere Bemerkung, er fragte nur, was für Nägel der Hans wolle.

„Schuahnägel, wohl für zehn Kreuzer!" sagte der

betrunkene Grafenhansl und sah sich dabei im Zimmer um. Schweigend ging der Nagelschmied ans Regal, wo die verschiedenen Nagelsorten aufgeschichtet lagen, und bückte sich etwas herab, denn die Schuhnägel waren im unteren Fach verwahrt.

Auf diesen Moment hatte der Hans gewartet, ein Griff nach dem Seitenmesser, es blitzte der scharfgeschliffene Stahl im Lampenschein, und mit dem Schrei: „Stirb, du Schuft!" stieß Hansl das Messer dem Vorsteher in den Rücken. Ächzend vor Schmerz sank der meuchlings Überfallene in die Knie, der Hans aber floh eilends von der Stätte seiner Schaudertat, im Glauben, das Dorf von dem verhaßten Vorsteher nun befreit zu haben. Oben betete die Mutter am Bettchen des Knaben, daß Gott das Kind und den Vater beschützen möge, und mit einem Lächeln auf den frischen Lippen entschlummerte das Bübchen. Unten aber lag der Gatte mit dem Mordstahl im Rücken in seinem Blute ohnmächtig.

So fand ihn das treue Weib, schier fassungslos vor Schrecken, sich aber doch rasch aufraffend. Magd und Knecht holten Hilfe aus der nächsten Nachbarschaft, ein reitender Bote holte den Bezirksarzt aus der nahen Kreisstadt.

„Eine böse Stichwunde zwar, aber nicht lebensgefährlich," lautete der ärztliche Ausspruch nach gründ-

licher Untersuchung. Das Messer stak mehrere Zoll tief im Rücken; daß der Stich nicht tödlich wirkte, war dem dicken Janker zu danken, den der Vorsteher an jenem Abend getragen hatte.

Natürlich erstattete der Bezirksarzt sofort Anzeige bei Gericht. Die Untersuchung kam bald in Fluß. Der Vorsteher wurde auf dem Krankenlager vernommen, und von jener Stunde an fahndeten die Gendarmen nach dem Grafenhansl. Der Untersuchungsrichter aber mutmaßte noch mehr und wollte den still duldenden Vorsteher zum Reden nötigen. Aber edelmütig nannte der Vorsteher außer dem Attentäter keine Namen. Dafür schwatzte der in einer Branntweinhütte aufgefundene Mordbube aus der Schule, und zum Entsetzen des Dorfes wurden mehrere Dörfler von Gendarmen aus den Häusern geholt und ins Gefängnis der Kreisstadt transportiert. Der Prozeß bei Gericht enthüllte das Dulderleben des Nagelschmiedes völlig, es kam zutage, daß der rachsüchtige Hansl für Bargeld und das Versprechen einer späteren Verbringung nach Amerika direkt zum Attentat gedungen ward von den Leuten, die den Vorsteher beseitigt haben wollten. Mit Gefängnis ahndete das Gericht dieses Verbrechen, und der Grafenhansl wanderte in den Kerker auf lange Zeit.

Ins Dorf brachte dieser Ausgang der Mordaffäre einen heilsamen Schrecken, und langsam kehrte die Ruhe

wieder ein ins Dorf. Die ärgsten Hetzer saßen im Gefängnis, und da der Nagelschmied erklärte, unter keinen Umständen mehr ein öffentliches Amt zu übernehmen, so legte sich auch die fanatische Agitation gegen den Märtyrer seiner Überzeugung.



Achleitner, Geschichten a. d. deutschen Alpen. II. Bd. 38

Der tramhapige Naz

Der tramhapige Naz

So weit das Landgericht drinnen im Gebirg reichte, so weit herum kannte jung und alt den tramhapigen (träumerischen) Nazi; das heißt, die Leute bildeten sich ein, ihn gründlich zu kennen. Zunächst wußte jedermann, daß der Naz ein arg verschlafener Patron sei und „kein Geld nicht hat". Woher sollte ein „gelegtes Kind" Vermögen und Besitz haben? Der kleine Menschenwurm lag eines Morgens vor der Tür des Heißenbauern, es war der 31. Juli, und neben dem kleinen Buben lag ein gestrickter Janker, gewissermaßen als Erbteil. So kam es, daß das gelegte Kind den Taufnamen des Heiligen vom 31. Juli, „Ignaz", zum Familiennamen den Namen „Janker" erhielt. Hätte die Heißenbäuerin nicht ein gutes, warmfühlendes Herz gehabt, dann wäre der Findling wohl kaum im Heißenhof geblieben, der Bauer wollte das Kind von einer Dirn aufs Landgericht tragen lassen. Der Landrichter sollte herausbringen, wem das Kind eigentlich zugehöre. So weit ließ es aber die gutmütige Bäuerin nicht kommen, und das Büblein blieb im Hofe, bis die Alten in den

„Austrag" gingen und die Jungen aufzogen. Für den reichen Jungbauern war der verschlafene Naz nichts, zu wenig Arbeiter, zu fleißig bei der Suppenschüssel, und im Handumdrehen war der Naz draußen; das ganze Hab und Gut, in ein Sacktüchel eingewickelt, flog hinterdrein.

Wie der Naz so draußen stand in Gottes freier Natur, verflog wohl auf einen Moment der auf seinem Gehirn lastende bleierne Druck und die Schlafsucht, denn der Bursch fühlte die jäh hereingebrochene Heimatlosigkeit und das Schwinden der Groschen im Geldbeutel. Was jetzt anfangen? Mit einem Handwerk war es nichts, der Naz hatte nichts Besonderes darin gelernt, bloß etwas von der Bauernarbeit des Gebirges; die alten Bauersleute waren zufrieden gewesen, wenn der angenommene „Gelegte" nur etwas zugriff beim Grummet, Hafereinbringen und Sensendengeln. Vom Hof vertrieben, wußte sich der Naz keinen andern Rat, als fürs erste der nächsten Alm zuzuwandern; die zwei Mädeln oben werden ihn wenigstens für die nächsten Tage ins Heu lassen, und eine Schüssel Milch fällt immer für den Besucher ab.

So kam es auch; die gutherzigen Sennerinnen nahmen den Verstoßenen willig auf und hatten auch Arbeit für ihn: Holzzerkleinern und Spreißelmachen, das verstiegene Vieh aus den Felseinständen herabholen

und den Geißen den Weideplatz anweisen. Wie schön lebte es sich auf der Alm in der Bedürfnislosigkeit des Naz. Aber nichts dauert ewig, und wie eines Tages der Almbauer heraufkam zum Nachschauen, da erfuhr der Naz, daß der Bauer keine Lust hätte, den Tagedieb heroben „umensunst" zu füttern, und daß der Naz sich unten beim Vorsteher zu melden habe von wegen der „Militari". Auf diese Angelegenheit hatte der Naz ganz vergessen, wohl hatte er einen Zettel erhalten, wie er noch auf dem Heißenhof gewesen, aber in seiner „Tramhapigkeit" hatte er nicht weiter darauf geachtet.

Der Vorsteher war sehr grob mit dem Naz, dem ein Licht aufging, daß es schief gehen werde. Noch hatte der Naz die Bemerkung auf der Zunge: „No, friß mir no net glei!" da war der Gendarm auch schon da zur zwangsweisen Vorführung des Naz.

In der Garnisonstadt machte man noch weniger Umstände als auf der Gemeindekanzlei des Dorfes, und ehe der Naz wußte, wie ihm geschah, war er in einen Infanteristen verwandelt, und statt Knödel regnete es Püffe. Und erst die bösen Redensarten in der Kaserne, weil der Naz sich nicht bloß „tramhapig", sondern auch noch begriffstützig erwies! Eher lerne ein Rhinozeros das Ballettanzen, als der Naz das richtige Marschieren! Und erst das Bajonettfechten! Besser ging es mit dem Schießen, die Treffsicherheit war anscheinend dem Berg=

menschen angeboren, aber sonst haperte es überall. Der Korporal schimpfte, der Feldwebel wetterte, die Offiziere wollten bersten vor Ärger über den Kerl, der das ganze Bataillon verschandelte. Alle Augenblicke war der Naz krummgeschlossen im Loch, Strafarbeit und Nachexerzieren war bei ihm etwas Regelmäßiges. Das machte den Burschen noch verbohrter, und allmählich, wie noch das Heimweh nach seinen Bergen sich dazugesellte, da dämmerte ihm der Gedanke auf: durchbrennen! An die Folgen einer Fahnenflucht dachte er nicht, nur der Kasernenqual wollte er entfliehen und seine Berge wiedersehen, mag es gehen, wie es will. So pfiffig war der Naz samt seiner „Tramhapigkeit" aber doch, daß er bei seinem Plan sich mäuschenstill verhielt und im Kalender den passendsten Tag zur Desertion auswählte. Und als wenn es der Herrgott selbst haben wollte, daß er durchbrennt: der Naz möchte zu Pfingsten desertieren, und gerad zu Pfingsten bekam er fünf Tage Feiertagsurlaub in die Heimat. Bei einem Haar hätte der Naz dem Feldwebel für diese Botschaft die Hand geküßt vor Freude.

Je näher der Urlauber Naz den Bergen kam, desto mehr drängte sich ihm der Gedanke auf: was nun beginnen? Einen eingezogenen Soldaten, der nicht ausgedient hat, nimmt kein Bauer, und die Häscher können jeden Tag kommen, den Flüchtling zu holen. Das

wäre nichts. „Aber halt, in der Kasern' haben sie mir ja 's Schießen so gut g'lernt, i werd mi mit'm Schießen weiterbringen, gibt ja Gams gnua droben in die Wänd. Aber ohne Stutzen? Und kein Geld nicht!"

Ganz niedergeschlagen von diesen Tatsachen, versunken in seine alte Tramhapigkeit, trottete der Naz weiter, und weil's just Almzeit war, natürlich wieder jener Alm zu, die ihm schon einmal Zuflucht gewesen.

Die Sennerinnen machten große Augen und fragten: „Haben s' di hoamlassen von der Militari?"

„Sell net, gnetta an Urlaub hon i!"

„Dann muaßt wieda 'nein?"

„I geh nimmer!"

„Dann wirst g'henkt oder derschossen!"

„Wenn s' mi derwischen, schon."

„O mei', dös Load! Und bei uns heroben kannst als Deserteur aa net bleib'n, Naz!"

„Na geh i halt über die Grenz; aber, Dirndln, helfen müaßt 's mir, i brauch a anders G'wand und an Stutzen."

Die Mädel hatten so was nicht, aber der Steinteufelbub, der auch hie und da „schwarz" ging ins Revier, der könnte dem Naz aushelfen. Aber der Naz kannte den Steinteufelbuben zu wenig, eigentlich gar nicht, weil er nicht aus dem Ort war. Aber eins von den Mädeln kannte ihn und wurde rot dabei.

Richtig kam der Steinteufel am Feiertag herauf zu seinem Schatz, er stutzte, wie er den Infanteristen in der Almhütte sah, aber sein Mädel fing ihn gleich ab und sagte ihm alles.

Auch der Steinteufel meinte, es wäre arg gefährlich, was der Naz anfangen wolle, beim Militär verstehen sie wenig Spaß. Aber wenn der Naz absolut will, Schießzeug und a anders G'wand könnte er schon haben. Und das Wildbret verschachern, das könnte wieder der Steinteufel besorgen.

Je öfter die Rapporte im Forsthaus einliefen über die ständige Beunruhigung der Hochreviere, desto grimmiger fluchte der alte Förster, und seine Gehilfen erhielten die strengsten Weisungen, den unbekannten Wildschützen so bald als möglich abzufangen.

In der Gemeindekanzlei wieder fluchte der Vorsteher über die verdammte Schreiberei wegen des abgängigen Infanteristen Naz, den das Bataillon energisch reklamierte. Im höchsten Ärger schrieb dann der Vorsteher hinein in die Stadt, er wüßte nicht, wo der Kerl stecke und zum Suchen hätte er keine Zeit, sie sollen sich den „Lalli" (dummgutmütigen Menschen) selber suchen. Und kurios wäre es, wenn das Bataillon gerad auf den Dümmsten aus der Gemeinde angewiesen sei. Jetzt bekam der Vorsteher wegen solch ungebührlichen Schreibens den Landrichter auf den Hals und einen

grausamen Rüffel, und beinahe wäre er noch selber in den Verdacht geraten, dem Naz zur Desertion verholfen zu haben. „Kreuzdividomine!"

Am Gemeindehause war der Steckbrief angenagelt, der Janker Naz sei lebend oder tot an das Landgericht oder an die Militärbehörde einzuliefern. Jetzt wußte man auch im Forsthause, wer der verflixte Wilderer im Hochrevier ist.

Im Walde fahndeten die Jäger nach ihm, im ganzen Bezirk suchten ihn Gendarmen, aber wie wenn der Naz sich unsichtbar machen könnte, es gelang nicht, ihn abzufangen. Besonders die Jagdgehilfen waren aufs äußerste erbittert, weil die schönsten Böcke verschwanden. Da müssen mehrere zusammenhelfen, mutmaßten die Jäger und nahmen auch die Sennerinnen aufs Korn. Aber da kamen sie an die Unrechten! Nicht das i-Tüpferl erfuhren die Jagdgehilfen auf den Almen.

Solange die Almen bezogen waren, ging es dem Naz nicht schlecht, in den Hütten fand er überall ein sicheres Versteck, und während er schlief, wachte die Sennerin für ihn herüben und jenseits der Grenze im Gebirge, über welche der Naz gern wechselte, um die Jäger irrezuführen. Wie aber „abgetrieben" wurde im Oktober, da begann für den Heimatlosen eine böse Zeit. Zu Tale durfte er nicht wegen des

Steckbriefes, oben ward es mit Wintereinzug immer schlechter; wohl hatte er die Almschlüssel, aber die Nahrung zu beschaffen, ward immer gefährlicher. Und die Kälte erst! Feuer anmachen in verlassenen Almen, das durfte der Naz nicht tun, der Rauch wäre zum Verräter geworden; erst als alles haushoch eingeschneit war, die Hütten völlig vom Schnee begraben waren, konnte er es zur Nachtzeit wagen. Im Keller war Vorrat an Nahrung aufgespeichert, Gemswildbret und Hirschkeulen, Schwarzbrot, Käse und Schnaps. Die schlimmsten Wintermonate blieb der Naz lebendig begraben in der verschneiten Almhütte. Wie der Föhn über die Höhen stürmte, der schmelzende Schnee die Bäche schwoll und die Lawinen tosend zu Tale stürzen, stieg der Steinteufel mit Lebensgefahr auf, um den Freund auszugraben und aus dem Schneegefängnis zu befreien. Nun konnte die Hetzjagd aufs neue beginnen. Es war aber doch zu früh zur Streife, die ungeheuren Schneemassen ließen den Naz nicht durch, von einem Wechseln über die Grenze war keine Rede und in der alten Unterstandshütte durfte der Flüchtling auch nimmer bleiben. Vielleicht aber gelingt die Flucht durch einen Seitengraben, wenn der Naz, den Bergstock fest an die Beine gehalten, glücklich über die ungeheure Schneewächte „abfahren" kann und den Talboden erreicht. Gottes Wille war es nicht, er sprang in eine

Windlahn,*) die mit ihrem Opfer donnernd in die Tiefe fuhr.

Zu Sommersanfang fand man in den Resten der zusammengeschmolzenen Lawine den Leichnam des tramhapigen Naz. Oben am Fels steht ein verwittertes Marterl, von den Sennerinnen gestiftet zum Andenken an den armen Burschen und sein armselig, jäh beendetes Leben. Kurz nach dem Almauftrieb schmückt in jedem Jahr ein Kranz von Almenrausch das schwer zu entziffernde Marterl, bis der Zahn der Zeit es herabwerfen wird in morschen Trümmern.

---

*) Windlahn, im Tauerngebiet Windbrett genannt, entsteht folgendermaßen: Die Unebenheiten des Terrains werden nach den ersten ausgiebigen Schneefällen des Winters durch den Schnee ausgefüllt. Nach längerem Liegen wird der Schnee hart und glatt. Fällt darauf Neuschnee, so liegt derselbe auf der glatten Fläche und hat die Tendenz, vermöge seines Gewichtes von der hartgefrorenen Unterlage abzurutschen, sobald der Druck des Neuschnees zu groß wird oder der Anstoß durch Sturm und so weiter erfolgt. Ist der Bruch eingetreten, so saust die ganze Schneemasse mit Windeseile über die glatte Unterfläche ab.

Der letzte Gang zum Fensterl

Der letzte Gang zum Fensterl

Wo der gewaltige Stock des Tennengebirges und das vom Königssee herüberführende wild zerrissene Hagengebirge so dicht zusammenrücken, daß die eingezwängte Salzach mühsam den Ausweg durch den wilden Paß Lueg findet, in welchem 1800 bis 1809 viel Blut im Kampfe gegen die Franzosen floß, zweigt im schmalen Tale der Lammer ein Sträßlein ab, das, um den Ostabhang des ungeheuren Felsmeeres des Tennengebirges, über mächtig aufstrebende Bergrücken führend, in die Abtenau leitet, deren Hauptort, hingeschmiegt an die Steilabstürze und Schrofen, der Marktflecken „Abtenau“ bildet, ein Ort, der alle Schönheit und Reize der hochalpinen Lage, aber auch all die Schattenseiten der Gebirgseinsamkeit in sich vereinigt. Weit in der Runde erstreckt sich die Gemeindegrenze bis in die Seitengräber des Strubberges und hinüber zur Rußbachsäge, wo das Sträßlein zu den Bergsmaragden der Gosauseen im Dachsteingebiet führt.

Wer mit der kühn gebauten, heute zu einer internationalen Reiselinie entwickelten Giselabahn von der

schönen Bischofsstadt Salzburg her durch den langen Tunnel im Paß Lueg einbricht in den Pongau, empfindet, falls der Reisende solch wildromantische Gebirgsszenerien nicht oft gesehen, ein geheimes Grauen, einen unerklärlichen Druck auf der Seele, als lasteten die ungeheuren Felsenmauern links und rechts der Salzach auf dem fremden Eindringling, und gar mancher ist froh, wenn der hastende Bahnzug ihn in das bei Bischofshofen sich erweiternde Talbecken bringt. Jenseits des hier fast senkrecht in den Himmel strebenden Tennengebirges stört nichts von modernen Erfindungen die Ruhe der majestätischen Bergeinsamkeit. Statt der pustenden Eisenbahn kriecht das Karriolwägelchen der Kaiserlichen Post das Sträßlein entlang, solange das Wetter den mageren Verkehr eben gestattet. Sobald die ungeheuren Karfelder mit Schnee überschüttet und die Talenge klafterhoch vom Geflock des Winters ausgefüllt ist, hört die Verbindung mit der Außenwelt auf, bis im nächsten Frühjahr die Lawinen abgegangen sind.

Von dem Lammersträßlein abzweigend führen enge Hochtäler bis an den Fuß des mächtigen Gebirgsstockes, in welchem zur Schonzeit des Wildes, und wenn die Holzarbeit ruht, die Stille des Kirchhofes wochenlang anhält. Die Ruhe des Todes herrscht in diesem Gebiete, bis es in den Felsmauern knallt, und die Axt die Baumriesen mit lautem Gekrach zum Stürzen bringt.

Die Bergeinsamkeit mit ihren Schauern und Strapazen übt einen unverkennbaren Einfluß auf die Bewohner dieses Gebirgsdistriktes, sie werden schweigsam und verschlossen, wie auch der stetige Kampf mit den Elementen, das Ringen um die Existenz einen gewissen Trotz erzeugt, der sich mannigfach äußert. Ist aber der grimme Winter ohne Schaden vorüber, steht auf den steilen Feldern das bißchen Korn und der Hafer gut, dann taut der Abtenauer auf und freudig wird gen Alm gezogen. So wild das Tennengebirge erscheint als starres Felsenmeer, so trägt es in verschiedenen Buchtungen doch breite Plattformen, auf denen saftiges, würziges Almfutter gedeiht, so daß, zäh wie immer, die Bauern mühselig das Holz zu den Blockhütten die vielen Stunden über die schmalen Pfade der Kare und an den Steilwänden emporschleppten, und Almen inmitten der großartigen Felsenwildnis errichteten, auf denen das Weidevieh vortrefflich gedeiht, wenn es nicht von den Steigen abfällt. Daher erfordert der Dienst auf einer Tennenalm ganz besondere Achtsamkeit auf das anvertraute Vieh und eine stetige, oft im Tage vorzunehmende Kontrolle, ob die Herde auch vollzählig beisammen sei.

„Nicht einen Augenblick hat man Zeit zum Ausschnaufen!" murmelte die Sennerin auf der Wieslingalm, eine gedrungene Gestalt im echten Salzburger Berg-

typus, mit scharfen Zügen und blauen Augen im Gesicht, das die üblichen zwei mageren Schwänzlein von Zöpfen umrahmten. In aller Herrgottsfrüh geht die Melkarbeit an, dann kommt das Buttern an die Reihe; und während der Hüterbub das weidende Vieh beaufsichtigt, müssen die vielen Verrichtungen in der Sennhütte getan werden, so daß gar oft das Mittagessen wegfällt und erst nach getaner Tagesarbeit gekocht werden kann. Hat sich aber inzwischen ein Stück Jungvieh verstiegen oder abwärts verlaufen, so müssen Sennerin und Hüterbub stundenweit suchen gehen unter lauten Lockrufen, bis der Flüchtling wieder auf die Alm gebracht ist. Die Sennerin Franzi ist außerdem noch putzwütig, das heißt: nicht etwa eitel und stolz auf allerlei Zierat und Flitter, sondern wütig im Putzen, Reinigen der Hütte und ihres Kämmerleins. Der Fußboden ihrer Stube muß gelb wie Wachs glänzen, und sollte er zwei- und dreimal im Tag gescheuert werden. Deswegen legt sie, weil man auf der Alm keine persischen Teppiche kennt, Daxbuschen (Fichtenzweige) auf den Boden zum Schutz vor Schmutz, der ja vor jeder Alm mehr als faustdick zu finden ist. Und vorm Hütteneingang hat die putzsüchtige Franzi einen ganzen Haufen Daxen aufgestreut zum Fußabputzen, wenn ein Besuch kommt. Von einer Nachbarsennerin war ohnehin nicht zu erwarten, daß die Stube beschmutzt wird, denn eine richtige

Almerin läßt die derben Schuhe vorm Gatterl und geht bloßfüßig einwärts. Aber die Buben, die tappen mit den Schuhkolossen mitten hinein und schleppen die feuchte Erde und den Sand in die Stube. Fuchsteufelswild konnte daher die Franzi werden, wenn ein Bursch die Daxen nicht sah, und schon mehr als einmal hatte einer statt des Willkommgrußes den kreischenden Zuruf: „D' Haxen (Füße) abputzen!" vernommen. Es war also kein Wunder, daß mancher derart angeschriene Bursch über die „Putzfranzi" witzelt. Mehrere Burschen aus der Abtenau hatten den steilen, mühsamen, ja stellenweise, besonders bei schlechter Witterung, gefährlichen Weg zur Franzi herauf gemacht und anzubandeln versucht, aber allemal vergebens, denn die über die Nichtbeachtung der Daxbuschen ärgerlich gewordene Franzi schaffte mit den spitzigsten Bemerkungen allemal rasch aus, und der Bursch war aus der Hütte, ehe er wußte, wie das nur so schnell gehen konnte. Da auf anderen Hütten die Sennerinnen nicht so zimperlich waren, konnten die Burschen das Franzerl gar nicht begreifen, und gar mancher bekam die Meinung, daß es bei der Franzi rapple (nicht richtig im Kopfe sei).

Eines Tages aber war der Lindentaler Christian, ein sauberer Bauernbursch vom Waldhof drunten im Graben des Strubberges, aufgestiegen und hatte von seiner Alm aus einen Abstecher übers Karjoch zur Franzi

gemacht. Das war ein böser Weg, auf dem das „Abreiten" weitaus leichter war als Knödel essen. Der Christian war auch ins Rutschen kommen, hatte sich aber doch noch rechtzeitig „gefangt", bevor es im todbringenden Sturz in den Abgrund ging. Kleinverrissen, mit blutigen Knieen und verschmiert vom Karstaub, erreichte der Jungbauer die Wiesleralm, wo er am Gatterl die grausam aussehenden, wuchtigen Bergschuhe ablegte und mit einem herzlichen Gruße bloßfüßig in die Stube eintrat. Der Franzi blieb das „Grüeß Gott" im Halse stecken vor Schrecken über das Aussehen des blutigen Burschen. Aber das Naturkind faßte sich rasch, mitleidig schleppte die Franzi gleich den Wassersechter herbei und pritschelte an dem Burschen herum, ihm die Schürfungen sauber auswaschend, daß die halbe Stube mit rotgefärbtem Wasser überschwemmt war.

„Geh, mach koane solchenen G'schichten," meinte der Christian, „is ja schad um den schön 'putzten Boden."

„Sell macht nix, Bua, aber wie is denn dös 'gangen? Bist ja arg verschunden, bist a'g'fallen?"

„A, mei, i hon halt z'wenig aufpaßt übers Karjoch."

„Jes', Maria! Über dös g'fährliche Joch bist uma (herüber). Ja, warum denn grad da uma?"

„I hon halt dengerscht beim Tag auf d' Siesling-

alm komma woll'n und auf'm untern Weg hätt's nimmer gereicht mit'm Licht."

Dumm war die Franzi nicht, die ihr bekundete Rücksicht eines Tagbesuches verstand sie augenblicklich und freute sich darüber. Wie der Bursch reingewaschen war und Franzi mit dem Putzhadern die Überschwemmung beseitigt hatte, bemerkte sie auch, daß der Bursch bloßfüßig am Herdrand saß.

„Du bist dengerscht net bloßfüßig übers Kar gezogen?"

Christian lachte und sagte: „Drauß'n stehn s', meine Schuach."

Daß er der Franzi zulieb gen Alm gegangen war, sagte er mit keinem Sterbenswörtl. Dankbar nahm er den Weidling Milch, auch einen fetten Schmarrn verschmähte er nicht, dann aber bei scheidendem Sonnenlicht zog er vorn Gatterl draußen wieder seine schweren Schuhe an, bedankte sich und eilte talwärts. „Kimm guat hoam, Bua!" rief ihm die Franzi nach.

Daß er wieder einmal auf Besuch kommen solle, hatte die Franzi zwar nicht gesagt, aber der Christian wußte doch, daß er ihr willkommen sein werde. Der Sennerin ganzes Benehmen zeigte ja, daß sie ihm gut ist, und Christl selbst hatte schon lang ein Auge auf das Dirndl, nur wollte er, mit seinen sechsunddreißig Lebensjahren etwas weniger hitzig als jüngere Bauern-

söhne, nicht mit der Tür ins Haus fallen; er ließ sich etwas Zeit mit seiner Liebeswerbung, so eine Art Respektstermin. Der Jungbauer hatte auch ganz ernsthafte Absichten, zum Heiraten war er alt genug, das Alleinwirtschaften auf dem einsamen Bauernhof tat kein gut, er brauchte eine tüchtige Bäuerin, seit seine Eltern begraben sind; die Franzi paßte ihm als Person und auch von wegen der Abstammung, sie ist eine Bauerntochter aus dem Fritztal, und einige Batzen bringt sie jedenfalls mit in die Ehe.

Wie es schon im Leben geht, kam immer wieder etwas dazwischen, was den Christian hinderte, die Wiesleralm zu besuchen. Einmal mußte er im Holz nachschauen, weil es nicht immer wahr ist, daß die Holzer arbeiten, wie es im Liedl heißt:

„Hellauf, wir Holzer,
Wir hacken und kliab'n,
Daß d' Schoater ganz g'walti'
Weit mächtig umfliag'n!"

Dann kam der Kornschnitt, wo der Bauer selber dabei sein mußte, wenn die Eh'halten „revierig" bei der Arbeit sein und die Kornmandln richtig gesetzt werden sollen. So zog sich Woche um Woche hin zum geheimen Ärger des Jungbauern, der gern wieder gen Alm gegangen wäre. Ihm lag die Franzi arg im Herzen, wenn er davon auch nicht sprach. War überhaupt ein

wortkarger Kamerad, der Lindentaler, vor dem seine Hofleute einen großen Respekt hatten; denn wenn's wo nicht klappte, konnte er sehr scharf und grob werden.

Wenn heute die Sonne untergeht, ist's Korn völlig eingebracht, die Kornbüschel werden auf den Kufenschlitten geladen, weil man auf dem abschüssigen Boden nicht mit Räderwagen fahren kann, und Schlitten auf Schlitten werden kornbeladen von den starken Pinzgauer Rossen zur Tenne im Waldhof gefahren. Ist die Fechsung eingebracht, dann hat der Jungbauer für morgen frei, das heißt, er kann, ohne wichtige Arbeiten zu versäumen, vom Hofe fort, und schon morgen will er zur Franzi hinauf, um ihr einen Antrag zu machen. Er hatte das Warten satt. Wenn der Flachs unter Dach ist, gehört nach alter Bauernsitte eine Bäuerin ins Haus. Aber just, als wenn Hexerei im Spiel wäre, kam mit dem letzten Schlitten der Semmelbauer aus dem Fritztal auf den Hof. Daß der vom Lindentaler etwas will, war leicht zu erraten.

Der Semmelbauer war ein sogenannter „schwerer" Bauer von dreißig Kühen und sechs Pferden, mit vielen Tagwerk gutem Grund, und ein „schwerer" Bauer will danach behandelt sein. Natürlich führte der Lindentaler den befreundeten Gast in die Stube und ließ ihm von der Häuserin eine Flasche Wein vorsetzen. Christian hätte

am liebsten gleich gefragt, was denn Neues los wäre, aber die Bauernsitte will wie jede Hofetikette respektiert sein. Also lobte der Waldhofer das gute Aussehen des alten Semmelbauern, bis dieser anhub und das gute Troadwetter (Getreidewetter) lobte, das die gute Einbringung des gutgeratenen Korns ermöglichte. Dazwischen machte der alte Semmelbauer die Bemerkung, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe, wogegen der Christian schon aus Rücksichten auf seinen morgigen Almgang nicht das geringste einzuwenden hatte. Aber dafür dämmerte dem Waldhofer etwas auf, er begann den Grund des unerwarteten Besuches zu ahnen. Der Semmelbauer aber fuhr beileibe nicht jetzt schon mit Farbe vor, sondern fand es an der Zeit, den vorgesetzten Wein zu loben, weil heutzutage so viel geschmiert und schier überall der Wein gepantscht werde. Erst neulich sei sogar ein Stiftswein ganz niederträchtig verschnitten gewesen, vom Kommissionärwein gar nicht zu reden, der keine Heimat gehabt und nie eine Traube gesehen habe. Aber dem Christian sein Tröpferl wäre gut. Ob der Viehstand auch gut wäre, wollte hernach der alte Bauer wissen. Ja? Das freue ihn, wie es ihm leid tue, daß einem seinigen Vetter in der Hüttau drüben nicht weniger als auf einmal gleich drei Kühe umg'standen seien, offenbar durch „Vermeinigung", wenn's nicht gar der Teufelsgeiger getan hat, der schon öfters

die Gegend von Bischofshofen heimgesucht hat und die Schuld trägt, daß wegen seinem wilden Spiel, das trotz des furchtbaren Unwetters die Leute statt zum Beten zum Tanzen hinriß, der Gainfeldbach austrat und den Ort überschwemmte, so daß viele Leute, und darunter die Gottlosen, jämmerlich ertranken. Könnte leicht sein, daß der Teufelsgeiger dem Vettern seine Kühe etwas vorgegeigt hat, was sie nicht vertragen konnten.

Der Christian hätte jetzt gern gesagt, daß auch er das Geschwätz nicht gut „vertrage", aber der Semmelhofer war der „schwere" Bauer und der ältere dazu, also hieß es, das Maul halten. Zunächst wollte der Alte wissen, was der Lindentaler für morgen vorhabe, und ganz unüberlegt rutschte diesem heraus, daß er morgen früh gen Alm wolle. Glücklicherweise fragte der Semmelhofer nicht, auf welche Alm der Waldhofer gehen wolle, dafür hub er zu erzählen an, wie auf seiner Aualm unterm Schönbühelspitz oben im Tennengebirge alles recht gut stände, das Vieh sei gesund und mit der Käsebereitung ginge es flott vorwärts. Eigentlich könnte man sich darüber wundern, denn gerade die Aualm war ehender wie verhext, weil der Senner einmal eine große Dummheit gemacht habe.

„Woaßt 'leicht die Sach, Waldhofer?" fragte der alte Bauer, fuhr aber, ohne eine Antwort abzuwarten, gleich weiter im Erzählen. Dem Senner sei nämlich eine

Schlange in die Stube gekrochen, mit einem goldenen Schlüssel im Rachen. Mit diesem Schlüssel hätte der Senn die alte Eisentür auf dem Bergspitz oben aufmachen und die dort verhexte Jungfrau verlangen sollen. Der dumme Teufel von einem Senn aber ward, als ihm ein Geist auf der Zither etwas vorspielte, ganz heiß auf das Instrument und hätte die Zither lieber wie die Jungfrau gehabt. Das denken, und zu war der Berg; den dummen Senn hat das Unwetter den Berg hinunterg'worfen, und Schatz und Jungfrau blieben verhext *).

„Und weil wir gerad von einer Jungfrau reden, Waldhofer, so muß i dir sagen, daß mein Bub morgen eine saubere Jungfrau hochzeitet in der Hüttau drenten, und weil bei der allgemeinen Umsteherei uns ein Beistand aa umg'standen ist durch Krankheit, morgen aber unter allen Umständen geheiratet werden muß, sonst wär' 's ganze Hochzeitsmahl hin, so möcht i dich halt bitten, daß du für den umg'standenen Beistand einspringst und mei'm Buam am Altar hochzeiten hilfst." Das war endlich heraus, und wie nach Luft schnappend, machte der Altbauer: „fff — fff!"

Daß irgend etwas Hochzeiterisches bei der himmellangen Erzählung herauswachsen werde, hatte der Christian längst gemerkt, aber ein sofortiger Einsprung

*) R. von Freisauff-Neudegg, „Salzburger Volkssagen".

für einen Beistand, das kam ihm doch etwas überraschend und — unangenehm, weil die Geschichte sein morgiges Almgehen vereitelt. Ein Abschlagen der Bitte aber würde ihn mit der ganzen Semmelbauerschen Verwandtschaft übers Kreuz bringen, und das möchte der Waldhofer doch nicht gern heraufbeschwören. Das Fatale war nur, daß er jetzt gleich mit dem Alten fortmußte, sonst käme er nimmer recht zur morgigen Trauung. Also hieß es, den Feiertagsstaat anlegen, Geld einstecken, weil eine Hochzeit immer, selbst wenn man die Braut nicht selbst heimführt, ein kostspieliges Vergnügen ist, und mit dem Bauern übern Strubberg nach Abtenau gehen, wo im „roten Ochsen" dem Semmelbauern sein Steirerwagerl eingestellt ist zur Heimfahrt über Sankt Martin in die Hüttau.

„Da hast den Salat!" dachte sich der Christian, der jetzt in sinkender Nacht auf dem schlecht gefederten Wagerl dahinfuhr. Statt morgen auf die Alm zu steigen und der Franzi seine Liebe zu erklären, kann er morgen mit der Brennsuppe den Hochzeitstag eines Fremden mitfeiern. Ein bitteres Gefühl des Unmutes stieg in dem jungen Bauern auf, der alte Abtenauer Trotz regte sich jetzt auch in ihm, und er wäre froh gewesen, wenn er nur an jemand seinen Zorn hätte auslassen können. Schuld an der verflixten Geschichte war der alte, neben ihm sitzende Bauer, aber gegen den ließ sich nichts

machen; also verbeißen die Wut und die Liebesgedanken zurückdrängen auf sechsunddreißig Stunden.

Wenn die Hochzeit wenigstens in der Abtenau gewesen wäre! Da hätte der Waldhofer doch bloß drei Gehstunden ins Dorf gehabt, und dann ginge eine Hochzeit nach Abtenauer Brauch doch nicht gar so kostspielig wie im Pongauischen her. Aber in der Hüttau müssen die ponceauroten „Vorpranger“ und die Vorreiter dem Brautwagen voraus, die mit ihren langen Peitschen einen Lärm machen, als gelte es, Tote aufzuwecken. Und hernach der Überfluß an Leuten im Zuge, voran der Gerichtsdiener, dann die Spielleute, die Vorpranger, hernach der vom Geistlichen begleitete Bräutigam und die Beiständе, dann die Mannerleut aus der ganzen Verwandtschaft. Dann erst kommt der weibliche Teil des Hochzeitszuges, die Prangerinnen mit weißen Schürzen und ebensolchen Krägen, um den Hals einen aus Gold- und Silberspitzen verfertigten Bund (das Zeichen des Jungfraustandes), auf welchem ein Rosmarinkranz festgemacht ist. Nach den Kranzeljungfern kommt die Braut mit einer schwarzen Schürze, und daß ein großer Haufen Weiber hintennach humpelt, ist, wie überall, auch im Pongau der Fall.

Wie der Christian neben dem Bräutigam stand und das schwerwiegende Ja gesprochen wurde, überkam es ihm ganz eigentümlich, heiß stieg der Wunsch auf, in

Bälde auch vor dem Altar zu stehen mit der Franzi, die er, das fühlte er eben, wie er auf die Braut des jungen Semmelhofer blickte, doch recht gern hat. Wenn nur die Hochzeit schon vorüber wär! Aber über die Gebräuche kann sich keiner hinaussetzen, wehe dem, der am Althergebrachten rüttelt.

Mit ganz anderswo weilenden Gedanken ließ sich der Lindentaler zum Kranzeltanz führen, der bald der Trauung und dem Hochzeitsamt im Wirtshause folgte, hernach mußten die Prangerinnen von den Vorprangern in den verschiedenen Wirtshäusern gesucht und eingefangen werden, bis endlich das Voressen das Hochzeitsmahl einleitete. Was ein Bauernmagen leisten kann, zeigt der Speisezettel eines Hochzeitsmahls, das bis zum späten Abend andauert. Natürlich ließ sich ein „schwerer" Bauer wie der Semmelhofer bei solcher Gelegenheit nicht lumpen, weshalb neben dem üblichen Bier roter Tiroler und für die Weiberleut süßer Carlowitzer und Ruster Ausbruch aus dem Peterskeller zu Salzburg auf den Tisch kam. Ja, der alte Semmelhofer in der Hochzeitsfreude ließ die ganze Gesellschaft sogar während der Nachmittagspause, die erfahrungsgemäß eintritt, bis der Schweinebraten fertig gebraten ist, mit zum Methtrinken gehen, damit der „Feiertag" aufs würdigste gefeiert werde.

Der Christian hatte manche Stichelei zu hören,

weil er gar so „duckmäusig" inmitten der ausgelassenen lustigen Gesellschaft saß. Sonst würde der Lindentaler solch derben Spott nicht ruhig hingenommen haben, aber heute bewegte ihn nur der Gedanke an sein Lieb, und weil das kein Mensch wissen konnte, er also sein Geheimnis wohl behütet wußte, so ließ er eben die vor Lust und Wein trunkene Gesellschaft schwatzen. Nur als der einem Blasengel gleichende Bräutigam ihm „B'schoad" (Bescheid = Prosit) zutrank mit der plumpen Bemerkung, ihm es bald nachzumachen am Altar, recht weit hätte der Christel wohl nimmer hin, da schoß dem Waldhofer eine jähe Röte ins Gesicht. Mit einem scharfen Blick musterte der Christian den Witzling, ob dieser mehr erraten habe, doch rasch wieder beruhigt meinte dann der Christl lakonisch: „Mir pressiert's net so!" und ging luftschnappend aus dem heißen Saale.

Die Gerstensuppe, die jedes Hochzeitsmahl im Pongau schließt, wartete der Christian noch ab, und als erster Beistand kam er sofort an die Reihe zum „Weisen" (Reichen) der Geschenke für die Braut. Des Umstandes wegen, daß er für einen andern so plötzlich einspringen mußte, konnte er kein besonderes gekauftes Geschenk „weisen", daher er auf den Brautteller einige größere Banknoten legte. Nach altem Brauch soll nun dafür die Braut dem Geber die Hand küssen, aber der Christian zog seine Hände rasch zurück und sagte, es genüge ihm

ein „Vergelt's Gott!" auch. Das gab kein kleines Aufsehen, die Bauern steckten die Köpfe zusammen wie die Schafe beim Donnerwetter, aber unbekümmert darum drückte sich Christian durch die Gaffer hindurch, und wie Klarinette und Brummbaß zum Tanze lockten, war der Waldhofer verschwunden.

▫ ▫

Ein spärlich Licht sandte die Sichel des abnehmenden Mondes auf die Felsenmauern des Tennengebirges. Schwarze Wolken ballten sich zusammen am nächtlichen Himmel und verdeckten zeitweise die Mondsichel. Die Augustnacht war schwül und dumpf, wie erstarrt war der Hochwald, ein Gewitter stieg auf, schon blitzte es im Westen. Auf schmalem Bergpfad, kaum erkennbar in der rabenschwarzen Nacht, stieg ein Wanderer keuchend aufwärts, der Waldhofer Christian, der, von dem Lärm der Hüttauer Hochzeit flüchtend, tollkühn trotz Wetternacht den Höhenzug überqueren wollte, um frühzeitig am nächsten Morgen zur Wiesleralm zu gelangen. Nur auf dem Bergpfad, der viele Stunden Umweg abschneidet, konnte er am Morgen das Ziel seiner Sehnsucht erreichen. Es ist ein Wagnis, das muß er sich selber sagen, ein einziger Fehltritt abwärts vom schmalen Steig, und das Leben ist verloren. Der Pfad schmiegt sich streckenweise dicht an die Felsen an, links ragen die steilen Schrofen

auf, und rechts gähnt der Abgrund. Wahnsinn ist's, bei dunkler Nacht diesen Weg zu wandern. Aber der alte Trotz regte sich, der unbeugsame Wille trieb den Menschen vorwärts, er will am Morgen auf der Wiesleralm sein.

Es stieg sich schlecht im langen Feiertagskleide, der schwere, silberbeknöpfte Rock mit den langen Schößen drückte wie der dicke Hut mit der goldenen Schnur, eine Ewigkeit dünkte es den Christian, bis er das erste Joch erreichte. Dann folgen aber noch mehrere schier unwegsame Pässe, die alle noch in tiefster Finsternis überquert werden müssen. Wenn nur der Mond ein wenig besser leuchten würde! Es war so schwarz geworden in der Region der Latschen, daß man die Hand vor dem Auge nicht mehr sah. Christian mußte tasten nach dem Pfade, es ist Selbstmord, so weiter zu wollen. Er fühlte jetzt die furchtbare Gefahr selbst. Wäre er unten auf dem Sträßlein über Lungötz nach der Abtenau, so hätte er in aller Sicherheit morgen abend die Alm erreicht, und mit so ehrlichen Absichten hätte die Franzi ihm das erste Fensterln wohl nicht so übel genommen. So aber stand der wahnwitzige, eigensinnige, trotzige Mensch in der Wildnis des verrufenen Tennengebirges rat- und pfadlos.

Das Unwetter war da, der Donner grollte in vielfältigem Echo, die Stimme der zürnenden Majestät des



Achleitner, Geschichten a. d. deutschen Alpen. II. Bd. 38

Himmels, weil ein Nichts, ein Mensch frevelnd um sein Leben spielt durch wahnwitziges Eindringen in die Geheimnisse der Bergwelt um Mitternacht. Blitz auf Blitz zuckte herab auf diese erbarmungslose, steinerne Hoffnungslosigkeit; die Felswüste ward um so schrecklicher, je greller der Feuerschein des Himmels sie beleuchtete. Heulend kam der Sturm herangebraust, der dunkle Tann beugte sich demütig vor dem Wettergott und ächzte unter den gewaltigen Streichen der Windsbraut. Und im Geschröff seufzte es, als hielten die Felsen unzählige Geister gefangen mit ehernen Armen, es knatterte der Hagel herab, hart aufschlagend auf den Felsplatten, klatschend prasselte der Regen dazwischen, und alles übertönten die dröhnenden Donnerschläge. Wollte die Welt bersten, werden Felsen zermalmt? Wollte der Himmel zusammenbrechen?

Was will ein Mensch im Verzweiflungskampf der entfesselten Elemente? Hinab mit ihm, und der empörte Wettergott wirft einen Blitzstrahl nach dem Todgeweihten. Nicht getroffen, he? Dann noch einen, zwei, drei, ein Dutzend zischender Schlangen nachgeworfen dem Frevler, der jetzt, es ist ein feiger Mensch, flüchtet im Lichte der Blitzstrahlen von der Felswand, die sich spaltet und zur Tiefe sinkt. Hetzt ihn zu Tode, den wahnsinnigen Menschen, jagt ihn zum Abgrund, entzündet den Tann, zu dem er flüchten will; Donar,

wirf Felsblöcke nach ihm, noch mehr Wasser und Hagel herab; Wolken, brecht entzwei, der Himmel brenne, Tod, Tod dem Menschen — Tod!

Ein Schrei, ein gräßlicher Schrei; so ruft ein Mensch, den die Verzweiflung packt mit glühenden Armen. Ein verzweifelter Mensch, dem Tod geweiht; nun ist's zu Ende, der Sturmgott in der Felsenwüste ist versöhnt.

◦ ◦

Im Kammerl der Almhütte kniete Franzi vor dem kleinen Hausaltar, auf dem die geweihten Wetterkerzchen brannten, und betete. Seit Jahr und Tag war kein solch furchtbares Unwetter über den Tenn gezogen, wie in dieser Nacht. Ein unnennbares Gefühl der Angst, der Sorge, ein Gefühl eines unendlichen, unersetzlichen Verlustes hatte das Mädchen auf die Kniee geworfen vor dem Bild des Gekreuzigten.

Stoßweise betete Franzi, bei jedem Blitzstrahl sich bekreuzigend, der Herr der Heerscharen möge Erbarmen haben, ihr Leben schonen und die Alm und das Vieh in Schutz nehmen, und den Waldhofer auch. Franzi bangte um das Leben des Christian, dem sie von Herzen gut ist, den sie liebt. „O Gott, schütz' sein Leben in dieser unseligen Wetternacht, steht ihm bei, Ihr Engel des Himmels, und du, du Fürbitterin des Himmels,

du gnadenreiche Gottesmutter! Nach Filzmoos zum Gnadenbild Mariens will ich wallfahren nach Abzug von der Alm und eine geweihte Kerze opfern, auf daß die heutige Nacht vorübergehe ohne Schaden bei mir und ihm, dem mein Herz gehört! Maria, hilf!"

Horch! Was war das? Das Getöse des Hagelwetters hatte aufgehört, der Franzi war es, als sei ein Schrei, ein verzweifelter Schrei zu ihr gedrungen. Mit verhaltenem Atem horchte sie hinaus in die schreckensvolle Nacht; nichts zu hören, nur das Brausen des Sturmes. Sollte es Täuschung gewesen sein? Sie fühlte es, es war keine Täuschung, das Herz stand ihr fast still, sie ahnte, sie fühlte ein Unglück . . . „Barmherziger Gott . . . ich weiß es . . . . ihm ist etwas geschehen . . . er ist auf dem Weg zu mir . . . o Gott! Maria, hilf!"

Hastig griff das beherzte Mädel nach dem Wettermantel, löschte die Kerzchen aus und trat, die Türe sorgsam schließend, hinaus. Das Unwetter hatte nachgelassen, schon graute der neue Tag, von den Höhen herab über die Felsstücke brausten zahllose Bäche, die Luft erfüllend mit dem Geräusch ihrer tosenden Wellen. Einen Augenblick stand Franzi ratlos, wohin sie sich wenden sollte, um Hilfe zu bringen. Schier instinktgemäß wählte sie den Pfad, der in endlosen Reihen auf und wieder ab zur nächsten Plattalm führt, die ein Senner

bewirtschaftet aus der Abtenauer Gegend. Die Angst gab die Kraft, den mühseligen Weg auf die Lienbachalm in wenigen Stunden zurückzulegen. Franzi flog mehr als sie ging den Felsenweg hinan und rief fliegenden Atems schon von weitem den Senner aus der Hütte. Auch er hatte gegen Morgengrauen einen seltsamen Schrei zu hören vermeint, er könnte aber nicht angeben, von woher der Schrei kam. Abgestürzt werde wohl keiner sein, in solch grausiger Wetternacht steigt doch kein Mensch das Tennengebirg an.

Viel Zeit zum Suchen in den unteren Felswänden hatte die Franzi nicht, sie mußte schleunigst wieder heim zur Viehwartung auf der eignen Alm, aber sie bestimmte den Lienbachsenner, dem Schrei nachzugeben und ihr Botschaft durch den Hüterbuben zu tun. Dann hastete sie wieder auf die Wiesleralm. Der Franzi zu lieb ging der Senn wohl suchen und kletterte in den Wandeln herum, wie das nur Sennen und Halter können, aber er vernahm keinen weiteren Ruf. Nachts ließ ihm die Sache aber doch keine Ruhe, einen geisterhaften Schrei hatte er sicher gehört, aber wie ging es doch zu, daß auch die Franzi auf so weit weg denselben Schrei gehört haben konnte?

In der Früh schickte der Senn den Buben hinunter bis zu den letzten Bauernhöfen am Riegel, und ließ

wissen, es sei etwas nicht in Ordnung, und es möchten ein paar Bauern helfen kommen. Bis die stämmigen Bauern zur Alm aufgestiegen kamen, war es dem Senn so, als hätte er wieder einen Hilferuf vernommen. Natürlich ward mit Hilfe der Bauern ein noch größeres Terrain im Felsgebiet abgesucht, aber es wurde nichts gefunden, und die Bauern spöttelten über den Senn, der am helllichten Tag Geister rufen höre. Und die Bauern gingen wieder zu ihren Höfen hinab. Inzwischen war es Sonntag geworden, und ehe der Senn aus dem Heu gekrochen, war die Franzi schon da und beschwor den Senn, heute, statt ins Tal zu gehen, mit ihr zu suchen, es müsse einer, den sie kenne, abgestürzt sein.

„Einer von dir, Franzi, moanst? Ja, sell ist 'was anderes," sagte der gutmütige Senn und ging bereitwillig mit zur abermaligen Suche.

Immer weiter drangen die beiden in die Felsenwüste ein, bis der Senn plötzlich auf den Gedanken kam, seitlich des Bergpfades nachzusehen. Er umging in harter Kletterarbeit eine Wand von etwa zehn Meter Sturzhöhe und stieß zu seinem Schrecken auf einen Menschen. Hastig rief er nach der Franzi, die schier in die Kniee sank bei dem Anblick. Der Lindentaler Christian, der liebe, brave Mensch, lag mit gebrochenen

Füßen unten an der Felswand, die Finger eingewühlt im Gestein, daß die Nägel weggescharrt waren und das Fleisch in Fetzen weghing, tot. Dem Christian war der nächtliche trotzige Marsch sein erster und letzter Gang zum Fensterl seiner Franzi geworden.

Der Mankaisepp

Der Mankaisepp

Wo Hofjagdinteressen zu wahren sind, geht es mit der „Freijagd" der Wilderer immer abwärts, denn die Jagdaufseher sind scharf im Jagdschutzdienst, rücksichtslos und unerbittlich, ebenso unermüdlich wie vertraut mit allen Ränken und Kniffen der Wilderer. Den „Schwarzgehern" wird das Handwerk, wenn nicht ganz gelegt, so doch sehr verleidet, und wenn die abgefangenen Wilddiebe auch noch vom Gericht zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt wurden, pflegt gewöhnlich für etliche Jahre Ruhe in den Revieren einzutreten.

So war dies der Fall im Bergdorf P. auf österreichischem Boden. Weit und breit in der Umgebung hieß es, daß jedes männliche Wesen dieses Alpennestes mit Ausnahme des Pfarrers und des Lehrers wildere, hungrig auf bayerische Hochgemsen sei und gelegentlich „schwarz" gehe. Die Akten des bayerischen Landgerichtes in T. bestätigten dies; der Reihe nach wurde die gesamte männliche Einwohnerschaft des Dorfes P., Lehrer und Pfarrer ausgenommen, auf bayerischem Boden von den Hofjagdgehilfen eingefangen, dem Gericht eingeliefert,

von diesem abgeurteilt und der staatlichen „Verpflegung“ überwiesen. Als letzter der Wilderer von P. machte der Mankaisepp die unangenehme Bekanntschaft mit dem bayerischen Staatsanwalt und Landgerichtsgefängnis.

Ein langer, spindeldürrer Mensch, aschblond, feinknochig, Vergißmeinnicht-Augen, viel Sommersprossen im Gesicht, sah der Sepp eher einem gutmütigen Schafhirten ähnlich, denn einem verwegenen, tollkühnen Wilderer, der es verstand, sich jahrelang den Verfolgungen der bayerischen Jagdgehilfen zu entziehen, wiewohl er just jenseits der Grenze, in bayerischen Hofjagdrevieren mit außerordentlicher Frechheit, die allerdings mit großer Schlauheit gepaart war, Gemsen schoß und die Beute trotz aller Schwierigkeiten durch die lebensgefährliche Klippenwelt des steilen Grenzgebirges „glücklich“ ins Dorf P. herabbrachte. Den Namen „Mankaisepp“ erwarb der Bursch infolge seiner Spezialität im Erlegen und Fangen der in Hochlagen ober der Baumgrenze „hausenden“ Murmeltiere, die im Grenzdialekt „Mankai“, in Tirol „Murmentel“, im Allgäu „Murmele“, in Steiermark „Manker“ genannt werden, und deren Fett überall von den Bauern zu abergläubischen Heilzwecken lebhaft begehrt und mit hohen Preisen bezahlt wird.

Den Burschen von P. war die „Jagd“ auf Mankai zu beschwerlich, die Gefahr des Erwischtwerdens zu groß.

Den Gewinn aus dem Verkauf des Murmeltierfettes hätte wohl jeder einheimsen mögen. Der blonde Sepp scheute aber weder die bayerischen Hofjagdgehilfen noch die Strapazen, den katzenähnlichen, scheuen, ängstlichen und äußerst vorsichtigen Tieren nahezukommen, sie stückweise zur Sommerszeit, meist gegen den Herbst zu, teils mit der Büchse, teils mit listig gestellten Tellereisen zu erlegen. Im Laufe der Zeit durch die Praxis wurde der Sepp ebenso wachsam und vorsichtig wie die Murmentel, denen der Schatten eines vorüberstreichenden Raubvogels genügende Veranlassung zum blitzschnellen Verschwinden in den Röhren, den Fluchtlöchern in den Felsen, gibt. Der Sepp verstand sich meisterhaft auf das achtsame Anschleichen bei gutem, das heißt von den Tieren zum Menschen ziehenden Wind (nicht umgekehrt), er bewahrte die unerläßliche Ruhe und übte Geduld. Dazu hatte er viel Glück, bis es einmal anders kam.

Um die Zeit war es, da die Murmeltiere das Wetter gut zur Heuernte hielten. Wenn die drolligen Mankai „heuen", um Material zur Auspolsterung ihrer Winterbetten in den Felsröhren zu gewinnen, ist immer günstiges Erntewetter zu erwarten; Murmentel ist das zuverlässigste Barometer, bei zweifelhafter Witterung wird die Heuarbeit überhaupt nicht begonnen. Die Mankai, nicht Katze, nicht Hund, bei der Heuernte zu beobachten,

ist das netteste, was Menschenaugen sehen können. Im Bau dieses köstlichen Schauspieles ließ der Mankaisepp an einem heißen Vormittag die nötige Vorsicht außer acht, er vergaß auf die Jägerei. Gut gedeckt, mit der Büchse im Anschlag, lag er hinter einem Felsblock in der Steinwüste des Hochgebirges und sah zu, wie die Murmentel von den Bauen auszogen zu einer nahen Bergwiese, einem begrünten Rasenfleck, auf den die Sommersonne glühend herabbrannte. Was an dürrem Gras vorzufinden war, sammelten die Jungen sogleich zu kleinen Bündeln, faßten diese mit den Nagezähnen fest zusammen und trugen die Heubündelchen geschäftig zurück in die Röhren. Die älteren Tiere hingegen bissen frisches Gras ab, breiteten es, wie menschliche Mäher, aus zur Trocknung. Dann frühstückte die ganze allerliebste Gesellschaft, alt und jung biß Kräuter ab: die leidenschaftlich geliebte Nelkenwurz, Bärenklau, Schafgarbe, Alpenwegerich usw., schob die Äsung in den Rachen und verzehrte die Leckerbissen wie die Eichhörnchen: auf den Hinterpranten sitzend, die Kräuter mit den Vorderpranten haltend und nach und nach zwischen die Zähne schiebend. Es war das die Marend, das zweite Frühstück, worauf die Herrschaften Siesta hielten, sich auf erhöhte Steine, Felsplatten und Graspolster legten und sich vergnüglich die Sonne auf den Pelz scheinen ließen.

Sepp hätte schießen können, die Murmeles lagen wie tot; nur ab und zu kratzte sich eins davon den von Ungeziefer bevölkerten Pelz. Der Beobachter wollte aber den Schluß der Heuarbeit beobachten und wartete geduldig.

Um Mittagszeit begannen die alten Murmentel das abgebissene Gras in possierlichster Weise zu wenden, damit es nun auf der anderen Seite trocken werde. Dazu war Mutter Sonne gerne bereit; sie sandte glühheiße Strahlen in den totenstillen Felskessel. Mit ergötzlicher Wichtigkeit prüften die Alten nun, ob das Heu auch wirklich fertig getrocknet sei, indem der Familienchef, der älteste Mankai„bär" die Nase ins Heu steckte und dann sein Gutachten abzugeben schien. Plötzlich ein Pfiff, eigentlich ein pfiffähnlicher Schrei durch den Kehlkopf mit geöffnetem Rachen*) in rasend schneller Wiederholung, und hierdurch alarmiert, verschwand die ganze Gesellschaft mit einer unfaßlichen Geschwindigkeit in den Fluchtröhren.

Sepp empfand einen nicht geringen Ärger und dazu Schmerzen auf dem Rücken, hervorgerufen von Hieben, die ein Jäger mit dem kraftvoll geschwungenen Bergstock hageldicht spendete.

---

*) Die Behauptung, daß das Murmeltier durch die Nase pfeife, wird zwar in Jagdhandbüchern aufgestellt, sie ist aber irrig. D. V.

Der Schluß von Mankais Heuernte spielte sich im Landgericht zu T. ab, wo Sepp einige Zeit behalten wurde.

Wieder nach P. zurückgekehrt, fand der Mankaisepp alle Verhältnisse geändert; mißmutig die Burschen, soweit sie aus dem Gefängnis bereits entlassen waren, ob der Unmöglichkeit, aus den scharfbewachten Revieren Wild zu holen, vergrämt ob des empfindlichen Geldmangels. Auch die Hehler ließen die Köpfe hängen, es ging kein Geschäft mehr. Aus war's mit dem Wildern. Dies und den lästigen Geldmangel spürte auch der Mankaisepp in unangenehmer Weise, doppelt empfindlich, da er die hübsche Thekla, des Dorfwirtes Tochter, bisher aus den Erträgnissen des Mankaifettverkaufes mit Geschenken verwöhnt und dadurch zur Annahme seiner Werbung veranlaßt hatte. In Bälde sollte geheiratet werden; der Wirt verlangte lediglich einen Barnachweis dafür, daß der Sepp trotz der schlechten „Geschäftszeit" eine Frau ernähren könne. Ein kluger Mann der Wirt von P. und ein raffinierter Wildhehler dazu, bisher Hauptabnehmer von Rot- und Gemswild, dem jedes „Geschäft" nun lahmgelegt war.

Sepp konnte sich um diese Zeit der Braut gegenüber nicht nobel, nicht splendid zeigen, er hatte kein Geld dazu, keine einträgliche Arbeit und keine „Jagdgelegenheit". Und sein Vorrat an Mankaifett ging zu Ende,

damit wird seine beste Einnahmequelle völlig versiegen. Es ließ auch der Sepp zeitweilig den Kopf hängen, und die spitzen Reden der vergrämten Thekla über gewisse Leute, die ihre Schneid verloren haben und „Notniggel" wurden, mußte der Bursch ohne Erwiderung hinunterschlucken. Um Mankaifett kamen Bauern und Bäuerinnen aus weiter Entfernung nach P. zum allbekannten Mankaisepp, der notgedrungen die Quantität des „wundertätigen" Fettes verringern mußte, um den Ansprüchen einigermaßen entsprechen zu können. Darob Geschimpfe der Bauern, die für ihr Geld auch viel Mankaifett haben wollten.

Bevor das letzte Fettschächtelchen abgegeben werden sollte, mußte sich Sepp notgedrungen entschließen, ein Murmeltier hoch droben in der Felswildnis zu erlegen und herabzubringen. Noch war die Jahreszeit gut, ein warmer, sonniger Herbst, — also stand zu hoffen, daß die Murmentel sogar von reichlicher Äsung rund und fett geworden sein werden. Die Strapazen eines Aufstieges in die öde Klippenwelt scheute Sepp ja nicht; aber ein Zusammentreffen mit den bayerischen Jagdgehilfen im Gebiet des Funtenseetauern, wo es viel Murmeltiere gibt, wäre sehr unerwünscht, weil es wieder mit einem unfreiwilligen Gang zum Gericht enden müßte.

Mit dem Zögern und Überlegen verging die Zeit, Theklas Namenstag rückte heran, und damit die Ver-

pflichtung, die Braut an diesem Festtage reichlich zu beschenken. Sepp zählte seine Barschaft, die zum Ankauf eines seidenen Halstuches reichte, für eine Silberkette aber nicht. Demnach konnte der Mankaisepp mit Sicherheit darauf rechnen, ein scheeles Gesicht zu sehen und als „Notniggel“ bezeichnet zu werden.

Drei Tage vor dem Theklafest stieg der Bursch bergan, für jedermann sichtbar am hellen Tage. Und auf Befragen der Leute, die ihm unterwegs im Mittelgebirg begegneten, erwiderte er, daß er Mankai schießen wolle. Den Mangel eines Schießgewehres erklärte Sepp mit dem Hinweis, daß die Büchse oben in sicherem Versteck verwahrt sei.

An der Baumgrenze angelangt, rastete der Bursch, um die heiße Mittagszeit im Schatten zu verbringen. In Wirklichkeit war es ein scharfes Abäugen des hochthronenden Felslabyrinthes, besonders aber des zu Tal gegen Südost ziehenden, wenig bewohnten Hohlweges. Der paar winzigen Siedelungen wegen mußte Sepp den bequemen Talweg hinaus zum Hauptort des Gaues meiden, sich entschließen, die Klippenwelt in einer Höhenlage zu durchqueren, die den Wanderer vor jeder Begegnung bekannter Leute sichert. Auf diesem Marsche wollte und durfte der Mankaisepp mit niemandem zusammentreffen, der Gang muß ein Geheimnis bleiben.

Also hinauf in die Klippenwelt des mürben Ge-

steins mit ihren Löchern, von schmalen Rändern umschlossenen Trichtern, durchwandert die von spitzigen Geröllsteinen erfüllten Klüfte und Kare, ein Durchwinden durch dichtverworrenes Krummholz, die sogenannten Latschenfelder, pfadlos hinauf, bald wieder mit Umgehung vorspringender Felsschneiden hinunter. Quälender Sonnenbrand, die erhitzten Klippenwände geben die Glut zurück; es gleißt das grauweiße Kalkgestein öd und schaurig. Eine wasserlose, glühend heiße Felswildnis, die Schritt für Schritt langsam durchquert werden muß, wenn der Wanderer ungesehen von den Bewohnern der tief unten im sogenannten Hohlweg gelegenen Siedelungen sein fernes Ziel erreichen will.

Hinauf und wieder hinab, ein endloses Steigen und Wandern zu Füßen ungeheurer Prallmauern, deren Kämme zu flammen begannen in der Lohe der scheidenden Sonne. In der Tiefe violetter Dunst, blauschwarze Dämmerung. Stahlfarbig das Firmament, durch den Äther segelten scharlachrote Wolken. Etliche Sterne begannen zu glitzern. Rosig schied der Abend und ging ruhig still in die Herbstesnacht über.

Jetzt konnte Sepp es wagen, in die Tiefe abzusteigen. Vorsichtig wich er den noch bezogenen Niederlegern aus und suchte Deckung im schützenden Wald, der den einsamen, so plötzlich menschenscheu gewordenen Wanderer eine Weile begleitete. Dann ein letzter Ab-

stieg zur nachtschwarzen Talung. Ein gemächlich Stapfen auf dem Sträßlein, bis die Lichter des Hauptortes, des Marktfleckens S., dem müden Sepp entgegenblinkten. Das Ziel war erreicht, doch den lockenden Gaststätten wich der Bursch aus; Sepp suchte Unterkunft beim Metzger, mit dem er des längeren verhandelte, bis das bescheidene Nachtquartier bezogen werden konnte.

Im Morgennebel, der dicht und schwer in der Talung wogte, trat Sepp, der nun einen fleckigen Rucksack trug, den Marsch wieder an. Die Zinnen und Zacken des Steinmeeres leuchteten rosig und ragten frei in den Äther, die Prallwände jedoch waren vom weißgrauen Chaos verhüllt. Im Schutz des dichten Nebels erreichte Sepp den Waldgürtel. Und bis der Wanderer zur Höhe der einsamen Klippenwelt über den Hochlegern kam, setzte sich der Nebel in Bewegung, ein Wogen und Steigen, im frischen Wind entflohen die Schleier, rein und klar starrte das gigantische Felsengewirr im Sonnenglanz. Gierig schluckten die Kalkflächen Licht und Wärme, so daß gegen Mittag wieder ein Gleißen und Flimmern entstand, die Felsen eine Gluthitze ausströmten, die unzähligen Runsen und Platten des Gesteins wie Brennspiegel wirkten.

Ein grauer Schleier am Firmament, die Sonne verschwand hinter dunklen Wolken. Die Klippen und Prallwände wurden schwarz, sie begannen zu schwitzen; ein

schwüles Dunsten in der Steinöde. Trüb die Luft, ein Grollen oben, ein Rauschen, es kämpften feindliche Winde auf den Felskämmen. Und wenn mit vollen Backen Boreas in die Tiefe des Mittelgebirges herabblies, erschauerte der Wald, ächzten die Fichten, beugten sich demütig die Zirben vor dem Gewaltigen, erzitterten die schwachgründigen Tannen.

Rechtzeitig hatte Sepp die Veränderung in der Natur wahrgenommen und Schutz in einem verlassenen Hochleger, einer rohgefügten Holzhütte, gesucht. Kaum unter Dach gekommen, konnte der Wanderer seiner Vorsicht froh werden; es brach ein Sturm los, wütend und schwer. Ein Prasseln, Knattern auf dem Holzdach, betäubend, mit rasender Schnelligkeit und grimmiger Wut; erst prasselten ungeheure Regentropfen hernieder, dann knatterte der Hagel mit eigroßen Körnern auf die Hütte, auf das Gestein. Ein Heulen der Windsbraut dazu, Stoß um Stoß ein Rütteln und Reißen, als sollte der Kaser hinweggefegt, in die Tiefe geworfen werden. Stundenlanges Wüten und Knattern, bis Ruhe eintrat.

In der Hütte hatte Sepp sich ins Heu gelegt und trotz des Hagelsturmes geschlafen. Dann verzehrte er gemächlich Speck und Brot und freute sich des bisherigen Erfolges seiner geheimnisvollen Wanderung. Nun noch etliche Stunden allerdings anstrengenden Marsches bis in die Region des „Hochkranz“, ein Ab-

warten der Finsternis und dann hinab im Schutz der Nacht zum Dorfe P.

Die Helle vor dem halbblinden Kammerfensterchen fiel dem Burschen auf, sie deutete auf Schneefall. Und dem war auch so. Als Sepp die Tür öffnen wollte, stieß diese auf erheblichen Widerstand, es lag fußhoher Schnee, und munter wirbelte winterliches Geflock hernieder, wie um Weihnachten. Verhüllt alles in Nebel und tiefhängenden Wolken, bös verschneit der Almboden.

Gezwungenerweise mußte Sepp den Rückmarsch in geringerer Höhe pfadlos antreten, verwehte Alpsteige suchen und benutzen; ein Durchqueren der Hochregion bei diesem Schneegestöber war selbst dem wetterharten Raubschützen nicht möglich. Einer der Steige ward zum Zwangwechsel, der über einen bezogenen Niederleger führte. An der Sennhütte mußte Sepp vorbei, ja sogar Hilfe leisten, da die einsame Sennerin, von Krämpfen befallen, außerstande war, ihr vor der Hütte stehendes, nach Futter und Unterkunft brüllendes Vieh in den Stall zu lassen. Sepp griff flink zu, versorgte das Vieh, flößte der Sennerin etwas Wachholderschnaps ein und versprach, ihren Bauer unten im Hohlweg beim „Nusser" zu verständigen. Ein unangenehmer Zwischenfall, aber Not bricht Eisen, und einer erkrankten Sennerin muß Hilfe geleistet werden unter allen Umständen.

Die Marschrichtung mußte Sepp nun ändern, direkt

zum Nusser im Tal absteigen, den Bauer verständigen. — Gegen die Tiefe zu blieb der Neuschnee zurück, in der Talung regnete es Bindfaden, und finster war es bereits, als Sepp das kleine Gehöft im Hohlweg erreichte. Ob der Meldung natürlich Jammer und Schrecken, dem Bauer bangte um das wertvolle, durch den Schneefall von Futternot bedrohte Vieh, weniger um die erkrankte Sennerin. Der Alarm hinderte den Nusser nicht, den ihm wohlbekannten Mankaisepp zu fragen, wie er denn just auf den Niederleger gekommen sei. Schnell gefaßt gebrauchte Sepp die Ausrede, daß er auf dem Rückmarsch vom Steinernen Meer, unweit des Palfenhornes, von einem Jagdgehilfen versprengt und dadurch gezwungen worden sei, den Zwangwechsel zum Nusser-Niederleger anzunehmen. Dann hatte es Sepp eilig, weiterzukommen, um lästigen Fragen des offensichtlich an der Wahrheit der gebrauchten Ausrede zweifelnden Bauers zu entrinnen.

Abseits des Talsträßleins wandernd, erreichte der Mankaisepp spät abends das heimatliche Dörflein und sein Häusl.

Bötinnen und Bewerber kamen und kauften Mankaifett, so daß Sepp viel zu tun hatte, die gierig geforderte „heilkräftige" Ware in Schächtelchen zu gießen. Eine Art „Apotheker" wurde der Ex-Wilderer, und klingende Münze lohnte sein Gewerbe. Zum

Theklatage konnte er der freudestrahlenden Braut das sehnlichst erwünschte, in S. gekaufte silberne Halsgeschnür spenden. Und der „Weizen“ blühte, solange eben der Vorrat an dem „wundertätigen“ Murmentelfett reichte. Angesichts der regen Nachfrage ward der Vorrat jedoch rasch kleiner. Das Wetter blieb andauernd schlecht, Regen im Tal, Schneefall im Hochgebirg. Dennoch mußte auf die Mankaijagd in die Klippenwelt gegangen werden. Der Sepp, als erfahrener Wildschütz, wußte allerdings, daß bei ungünstigem Wetter im September, besonders wenn der Schnee in Massen längere Zeit liegenbleibt, die Murmeltiere frühzeitig die gut ausgepolsterten Winterbaue beziehen, darin verbleiben und vor dem Frühjahr nicht mehr zutage kommen. In der Meinung, daß den Leuten davon nichts bekannt sein werde, äußerte der Sepp den Besuchern gegenüber, trotz des ungünstigen Wetters in das Grenzgebirg aufsteigen und auf Murmentel ansitzen zu wollen, um für die Winterszeit doch noch einen Vorrat von Mankaifett zu beschaffen; vielleicht klare das Wetter oben doch bald auf. Und zu Bauern, die ihn abrieten, zu so schlechter Zeit ins Hochgebirg zu steigen, sagte der Sepp, daß die Murmentel „Mucken“ hätten, den Schneefall für einige Zeit in den Quartieren ruhig abwarten und bei wieder scheinender Sonne alsbald zutage treten.

Dann verschwand der Bursch auf einige Tage, die

trostlos grau in grau, kalt und regnerisch blieben. Vorübergehend schneite es sogar in der Talung.

In P. hielten es die Dörfler für ganz ausgeschlossen, daß Sepp bei solchem Wetter Murmeltiere überhaupt sehen, geschweige denn schießen könne. Nur Thekla, die Wirtstochter, glaubte fest an einen Erfolg, weil der Sepp ein grundtüchtiger Wildschütz sei, und weil sie, die Thekla, einige Wünsche hegte, die der Bräutigam nur nach erfolgreicher Mankaijagd aus dem Erlös des Fettverkaufes erfüllen könne. Von ihren Wünschen sagte Thekla am Zechtisch nichts, wohl aber erwähnte sie den Burschen gegenüber, daß man Murmentel, wenn sie sich noch nicht völlig und zu tief in die Winterröhren verkrochen haben, „ausgraben" könne; auch darauf verstünde sich der gescheite Sepp ganz ausgezeichnet. Die Antwort auf diese Behauptung war seitens der zechenden Raubschützen und Bauern ein schallendes Gelächter, das Thekla veranlaßte, schwer beleidigt die Gaststube zu verlassen. Über dieses Thema: Murmentel mit Eisen zu fangen oder gar „auszugraben", debattierten die Wilderer lebhaft; die Zecher verstummten aber, als der alte, weißhaarige Zenzbauer, welcher wegen Wilderei insgesamt an sechs Jahre Gefängnis verbüßt hatte und deshalb das größte Ansehen im Dörflein der Raubschützen genoß, das Gerede über Mankaifang und Murmelgraben als dummes Geschwätz, den Jagdzug

Sepps um diese schlechte Zeit als Blödsinn bezeichnete und auf Grund seiner alten Erfahrungen darlegte, daß ein Schneefall von mehr als drei Meter Höhe jetzt die Murmeltiere geradezu zwinge, die Winterbaue zu beziehen, und zwar gleich die tiefsten Röhren (bis zu fünfzehn Meter!) und die hintersten Kessel. Der Eingang zur Hauptröhre werde, wenn alle Murmentel eingezogen seien, von den Alten, und zwar von innen heraus, sehr fest mit Erde und Kleinschutt verstopft und abgeschlossen. Durch die Felsröhren krieche die ganze Bande tief hinab in die ausgebuchteten, warm mit Heu gepolsterten Kessel, wo sich die Murmentel wie Igel zusammenrollen, Körper an Körper, und den Winter über schlafen. Nur in sehr seltenen Fällen, wenn der Winterbau nicht sehr tief angelegt sei, könne der Versuch, bis zu den Schlafkesseln mit Hilfe von Pickeln und Spaten zu gelangen, Erfolg haben. Der Zenzbauer versicherte, daß ihm ein solches Mankaigraben in seinem langen Leben nur einmal im Oktober geglückt sei. Für gewöhnlich sei es aber ganz undenkbar, die harten Felsröhren zu durchschlagen, vorausgesetzt, daß man sie überhaupt genau kennt; und dann seien die Jagdgehilfen auch bei Schneefall unterwegs, der Lärm müßte sie schnell herbeilocken, und der Rest wäre die Gefangennahme des Mankaigrabers. Zum Schluß erklärte der alte Zenz, daß der Mankaisepp entweder renommieren wolle mit

seinem neuen Jagdgang, oder der Sepp sei ein blitzdummer Kerl.

Zwei Tage später war der Sepp wieder daheim und goß flüssig gemachtes Mankaifett in die Holzschächtelchen. Wer zu ihm kam und sich dafür interessierte, erhielt die Mitteilung, daß es, freilich nur mit vieler Mühe, trotz der ungünstigen Witterung geglückt sei, einen dicken Mankaibären und eine Murmentelkatz zu erwischen; dadurch sei der Sepp in der angenehmen Lage, das „wundertätige" Fett auch weiterhin zu verabreichen.

Die Dörfler staunten nicht wenig über das Jagd„glück" des Burschen, über seine Ausdauer und Verwegenheit. Wer daran aber nicht glaubte, das war der Zenz, und nach einer weiteren Auseinandersetzung zweifelte auch der Dorfwirt, daß die Mankaijagd bei schwerem Schneefall im Hochgebirg zu Ende September auch nur den geringsten Erfolg haben könne. Just der Wirt wollte sich von dem Tochtermann in spe nicht „anblümeln" lassen; er ging über die Reichsgrenze zum bayerischen Förster und erholte dessen Meinung über Chancen einer Murmenteljagd um diese Zeit im bös verschneiten Hochrevier des Hochjagdreviers.

Der Förster lachte erst, daß ihm die Augen tropften, dann versicherte er dem verdutzten Besucher wahrheitsgemäß, daß in sämtlichen Leibhegen seit Monaten kein Murmentel geschossen wurde, weder vom Personal noch

von Wilderern. Auch der berüchtigte Sepp von P. sei nicht zu Schuß gekommen, der Jagdgehilfe habe ihn beim „Passen“ erwischt und hernach an das Landgericht abgeliefert.

Mit diesem Bescheid konnte der Wirt wieder heimgehen und nachsinnen, auf welche Art der Sepp sich das Mankaifett eigentlich verschaffe.

Der Winter zog früh und herrschsüchtig mit viel Schnee und Kälte ins Land; das Dörflein P. wurde eingeschneit und von allem Verkehr abgeschnitten. Wer nicht in dringlichen Angelegenheiten zum Amt nach S. gehen mußte, blieb im Dörflein. So auch der Sepp, der sich eine kleine Ökonomie zugelegt hatte, indem er für bevorstehende Weihnachten ein in S. auf dem letzten Viehmarkt gekauftes Schwein mästete. Aus dem verwegenen Raubschützen war ein ehrsamer Viehzüchter geworden, der dem Wirtshause möglichst fernblieb, obwohl die Braut dort wohnte. Aus guten Gründen, denn Sepp wollte sich ob seiner Verwandlung in einen strebsamen Ökonomen von den Büchslern nicht verspotten lassen. Es höhnte ohnedies der nächste Nachbar bei jeder Gelegenheit über den Großbetrieb der Landwirtschaft des Sepp und erkundigte sich nach dem Befinden des Mastschweines.

Einige Zeit ruhte das Geschäft im Verkauf des Murmelefettes infolge des Grobwetters; die Wege waren

verweht, ungangbar, es kam niemand nach P. Als aber der Schnee harstig wurde, tragfähig infolge der Kälte, hob sich der Verkehr, es kamen Bötinnen und Handelsweiber, Bauern aus der Umgebung von S. und von weiterher, um vom bekannten Sepp Mankaifett zu teuren Preisen zu kaufen. Und die Leute waren geradezu glücklich, den weiten Weg nicht vergeblich gemacht zu haben; sie erhielten das Gewünschte aus den Vorräten Sepps. Ein flottgehendes Geschäft, das seinen Mann nährte.

Auf Weihnachten überraschte der Mankaisepp die Braut mit einigen Schmuckgegenständen, zugleich fragte er den Wirt, ob zum Fasching geheiratet werden könne. Dieser Termin war dem Brautvater zu früh, auch wollte der Wirt, wie früher so auch jetzt, den Nachweis erbracht sehen, daß Sepp eine Frau ernähren könne. Das bißchen Ökonomie könne nicht genügenden Ertrag abwerfen, der Fettverkauf wahrscheinlich auch nicht; der Sepp arbeite nichts, die Wilderei sei unmöglich oder doch so gefährlich geworden, daß sie sich wohl nicht mehr lohne. Kurz und bündig forderte der Wirt den Existenznachweis für den Ehestand.

Darob geärgert, erwähnte der Sepp, daß er als Fetthändler reichlich verdiene und eine Frau gut ernähren könne; im übrigen sei es aber Sache des Brautvaters, der Tochter eine entsprechende Mitgift auszu-

setzen. Je nach der Höhe derselben werde der Tochtermann in die Lage versetzt, seine Ökonomie zu erweitern, den Viehbestand zu vergrößern, auf dieser Grundlage eine sichere Existenz aufzubauen. Die Drängelei aber, seine Ersparnisse vorzulegen, verbitte sich der Sepp so lange, bis der Wirt endlich erkläre, wieviel in Bargeld die Thekla als Mitgift erhalte.

Der Brautvater ignorierte diese Frage und meinte, der Handel mit Mankaifett müsse doch bald ein Ende nehmen, es solle der Sepp also sagen, womit er den Verdienstausfall ersetze, wenn er kein Murmentelfett mehr abzugeben habe.

Sepp antwortete rasch und unüberlegt, daß seine Vorräte an Mankaifett unerschöpflich seien.

Natürlich wollte der Wirt nun wissen, wie dies möglich sei.

Die unvorsichtige Äußerung konnte Sepp nicht zurücknehmen, er mußte wohl oder übel dem Brautvater beichten.

Der Wirt lachte und hielt sich den Bauch, und den Schwiegersohn in spe nannte er den gescheitesten Kerl von ganz Österreich. Dann half er ihm bei der Ermordung des Mastschweines.

Abends erwischte der Brautvater zuviel des Alkohols, er schwätzte, er pries die Intelligenz seines Tochtermannes und machte sich lustig über die Dummheit

der gläubigen Bauern, die vom Sepp reines Schweinefett zu sündteuren Preisen als „wundertätiges" Mankaifett kaufen. Die zechenden Büchsler stutzten erst, dann lachten sie mit. Wie Flugfeuer verbreitete sich die Kunde von Sepps Schwindel in der Umgebung.

Die entrüsteten Bauern blieben jetzt aus, kein Mensch mehr kaufte Sepps „Mankai"-Schweinefett, — das Geschäft war vernichtet.

Und der wieder nüchtern gewordene Wirt und Brautvater erklärte, als er die durch seine Schwatzhaftigkeit und Prahlsucht angerichtete Bescherung gewahrte, daß er seine Tochter dem Sepp nicht zur Frau geben könne.

Somit hatte auch der Brautstand ein Ende.

Und der mit Verachtung gestrafte, von den Bauern geradezu verfolgte Fettschwindler Sepp mußte sein Häusl zu einem Spottpreis verkaufen und auswandern. Es hatte abgewirtschaftet der pfiffige Mankaisepp.

Der Kaminkehrer

Der Kaminkehrer

Seit einem Vierteljahrhundert wird in den Alpenländern geklagt, daß es derer, die „dort kratzen, wo es sie nicht beißt", zu wenig gebe, daß in manchen Bezirken Mangel an Kaminkehrern herrsche, der benötigte „Schwarze" zum Essenreinigen oft wochenlang nicht zu haben sei. In der Tat erwählen wenige Buben das „schwarze Handwerk" zum Beruf, obwohl ein Kaminkehrer keineswegs schlecht bezahlt ist und viel eher zu einem befriedigenden Verdienst mit erfreulicher Selbständigkeit gelangen kann, denn Menschen in anderen Erwerbszweigen. Der Hauptgrund der Abneigung gegen diesen Beruf wird vielfach in seiner „Schwärze" gesucht; man behauptet, daß es einem an Reinlichkeit gewöhnten Menschen nahezu unmöglich sein müsse, Woche für Woche mit Ruß usw. zu hantieren. Diese Meinung ist irrig. Zunächst spielt der Bauernstolz eine große Rolle, ein halbwegs gutsituierter Bauer hält es für eine Schande, daß ein Sohn Kaminfegerlehrling würde. Dieser widersinnige Stolz schließt aber keineswegs aus, daß die Bauern des Hochgebirgs manch-

mal den Kaminkehrer mit Sehnsucht erwarten, wenn sie den „Schwarzen" eben benötigen. Wer den Beruf ergreift, kommt gewöhnlich aus kindergesegneter, verarmter Familie, deren Oberhaupt, sei es nun der Söldner-Vater oder die darbende Wittib, sich dem vernünftigen Zuspruch eines Kaminkehrermeisters zugänglich erweist. Was im „schwarzen" Beruf abschreckend wirkt, fühlt nicht der Lehrling, sondern der Geselle am eigenen Leibe, die Bergbauern haben besonders im Wirtshause häufig Gelegenheit, die Schattenseiten im Leben eines Kaminfegers beobachten zu können, und diese Wahrnehmungen mögen Veranlassung sein, daß Väter ihre Söhne von dieser Berufswahl abhalten. Ist ein „Schwarzer" mal Meister, so ändert sich das Lebensbild gründlich; der Meister ist nur wenig im Außendienst, nie auf längere Dauer, ist sozusagen Amtsperson bei der Feuerbeschau, bei Fällen von Brandstiftung usw. Er dirigiert seine Gesellen, er verkehrt mit Behörden, er kontrolliert und ist der Leiden in praxi enthoben, denn der Chef arbeitet nur in dringenden Fällen in „Uniform".

Was es heißt, Kaminkehrergeselle im Hochgebirg zu sein, kann nur ein scharfer Beobachter ermessen. Die dienstliche Leistung ist keineswegs enorm zu nennen, der Dienst unterscheidet sich nicht viel von der Arbeit in den Städten. Aber welche Entfernungen hat der Kaminfeger im Hochgebirg buckelauf und -ab bis in die ent-

legensten Einöden zu bewältigen! Ganz gewaltige Märsche bei jeder Witterung, schutzlos den schwersten Stürmen preisgegeben. Dabei ist immer Eile nötig, damit die Arbeit im zugeteilten Bezirk möglichst rechtzeitig erledigt werde.

Der Bauer mag den „Schwarzen" noch so sehnsüchtig erwartet und reklamiert haben, ist die dringlich gewordene Arbeit getan, so wünschen der Bauer, noch mehr die Bäuerin und die Mägde den Kaminfeger ins Pfefferland. Bittet der „Schwarze" beispielsweise in der Einöde, wo es weit und breit kein Gasthaus gibt, um Atzung gegen Geld und gute Worte, so wird ihm das Gewünschte wohl verabreicht, aber außerhalb des Hauses. Der rußige Geselle wird nicht in der Küche, nicht in der Gesindestube, nicht im Flur geduldet, er muß vor dem Hause das Süpplein verzehren, und dabei wird ihm gewöhnlich auch noch verboten, die sauber gescheuerte Holzbank vor dem Hause zu benützen. Mag oft ein solches Verbot lachenden Mundes gesprochen werden, der „Schwarze" fühlt doch die Geringschätzung heraus. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan; je eher er die Stätte der vollbrachten Arbeit verläßt, desto angenehmer ist es den Leuten. Doch das gehört zum Beruf und muß deshalb ertragen werden.

Mißlicher wird die Lage, wenn der wandernde Geselle übernachten muß. Vom Meisterhause meilenweit

entfernt, ist die Heimkehr unmöglich, der Kaminfeger hat unter der Woche noch viel Arbeit vor sich, er muß irgendwo nächtigen, am Morgen das Geschäft wieder aufnehmen. Die Bitte um Nachtquartier wird überall anstandslos gewährt, dem „Schwarzen" der — Stall zum Übernachten angewiesen. Bekommt er ein Bund Stroh dazu in einer Ecke, so ist das eine besondere Liebenswürdigkeit freundlicher Bauersleute, die nicht oft vorkommt. Einem Kaminfeger auf Diensttour kann man kein Bett geben, das leuchtet ja auch dem Gesellen ein. Daß er aber überall in den Stall verwiesen wird, daß man ihm das bißchen Stroh nicht in einer Kammer aufschüttet, das wirkt auf den armen „Schwarzen" doch verbitternd. Im harten Winter geht der Geselle ja lieber in den warmen Stall.

Ein Kaminfeger soll eigentlich nie durstig werden oder nur Wasser trinken. Will er aber Bier haben, so lernt er eine neue Schattenseite seines Berufes kennen, zugleich seine Todfeinde. Das sind die Kellnerinnen. Tritt der „Schwarze" über die Schwelle einer Trinkstube, so tönt ihm ein Schrei der Entrüstung entgegen. Ein „abgehärteter" Geselle kennt die Geschichte schon, kümmert sich nicht um diesen „Willkomm", und setzt sich klugerweise abseits an einen leeren Tisch. Platz am Tisch etwa anwesender Zecher zu nehmen, kann zu Unannehmlichkeiten führen, die ein erfahrener Kaminfeger

lieber vermeidet. Die immer spöttischen Zurufe der Gäste ignorierend, wartet der „Schwarze“ geduldig, bis die Hebe geruht, ihm das gewünschte Glas Bier zu bringen.

Mitunter kann der Geselle sehr lange warten. Bekommt er das Gewünschte, dann wird der schwarze Bursch immer mit einem bestimmten Schmuckwort aus der Zoologie beglückt, mit Vorwürfen derbster Art über seine Unverschämtheit, unter Menschen und am frischgereinigten Tisch zu erscheinen. Spitze Reden, die sich zu Jeremiaden verdichten über dreifache Arbeitsleistung erneuter Reinigung, alles wegen eines „schwarzen Lumpen“. In den Augen selbst alter, häßlicher Kellnerinnen ist jeder Kaminfeger ein „Lump“, weil er Ruß hinterläßt! Die Wirte lachen zu solchen Apostrophierungen; sie haben nichts einzuwenden, sie brauchen Tisch und Bank nicht zu reinigen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich diese Szenen ein Leben lang wiederholen, dann erscheint es nicht verwunderlich, daß der Zugang zum Kaminfegerberuf im Gebirge so gering ist. Nur die Hoffnung, einmal Meister zu werden, gibt den Mut zum Ertragen dieser Übelstände, zum Ausharren. Aber die wenigsten der schwarzen Gesellen erleben die Meisterschaft. Die Schattenseiten des Berufes wirken abschreckend auf den Nachwuchs.

Und kommt der „Schwarze“ um die Jahreswende in ein Haus, sagt er sein nettes Sprüchlein:

> „Der schwarze Mann wünscht Glück und Segen;
> Dazu Gesundheit immerdar;
> Er wird versuchen auszufegen,
> Was manchem nicht erfreulich war,“

so wird ihm leider nur zu oft die Tür vor der Nase zugeschlagen. Wie es heißt, soll im „schwarzen“ Gewerbe der Alpenländer eine Bewegung zur Abstellung der ärgsten Übelstände usw. im Gange sein, doch ist etwas Näheres hierüber noch nicht bekannt geworden.

Die Zinsin

Die Zinsin

Wer absonderliche, oft tiefergreifende Verhältnisse des Bergvolkes auf dem Rechtsgebiete kennen lernen will, muß längere Zeit in der grünen Steiermark leben und Anschluß an ältere, diensterfahrene Richter suchen bzw. finden. Gerichtskanzleien, besonders in Obersteiermark, sind der Schauplatz, auf dem sich manchmal erschütternde Szenen abspielen zum Schmerz des Richters, der beim besten Willen den armen Leuten nicht helfen kann.

Dafür ein wahrhaftiges Beispiel aus den achtziger Jahren. Vor dem k. k. Bezirksrichter zu Gröbming im Ennstale erschien eine abgehärmte Wittib, eine Jammergestalt, gebrechlich, abgerackert, und klagte bitter ihr Leid, daß sie außerstande sei, dem Gericht die Erbteilzinsen für ihre Kinder zu bezahlen.

Wohlwollend tröstete der alte Richter mit dem Hinweis, daß das Bezirksgericht als Obervormundschaftsbehörde gern noch etliche Wochen zuwarten wolle. — In Verzweiflung äußerte die Wittib, daß sie die Zinsen

überhaupt nimmer erschwingen, nicht mehr bezahlen könne und vor der Vergantung stehe.

Der Richter beruhigte das arme Weib und bat dann, es solle die Wittib ihre Lage wahrheitsgemäß klarlegen. Den Sachverhalt kannte der Beamte so ziemlich als Kenner der bäuerlichen Verhältnisse im steierischen Hochgebirg. Manche Details der Ausführungen der „Zinsin" waren aber selbst dem Richter neu und schmerzlich.

Schluchzend erzählte das arme Weib: Vor vierundzwanzig Jahren habe das Paar geheiratet, mit dem Vermögen der jungen Bäuerin im Betrage von zweitausend Gulden österreichischer Währung wurde ein hochgelegenes Einödgütel um viertausend Gulden gekauft. Der Rest von zweitausend Gulden sollte verzinst und im Laufe der Ehejahre mit Teilzahlungen getilgt werden. Nach Umfluß von rund zwanzig Jahren bei fleißigster Arbeit und Sparsamkeit war denn auch diese Schuld abgezahlt. Das Gütel lastenfrei. Aber bald darauf starb der Ehemann, und nun begann für die Witwe eine bittere Leidenszeit, das Elend. Da die Eltern in Gütergemeinschaft lebten, der Ehegatte mit Tod abgegangen war, erstand nach den gesetzlichen Bestimmungen für die Witwe die Verpflichtung, die Hälfte des Gutswertes im Betrage von zweitausend Gulden als Erbteil der Kinder denselben mit fünf vom Hundert zu verzinsen, und diese Beträge beim k. k. Bezirksgericht, der gesetz-

lichen Obervormundschaftsbehörde, bis zur Großjährigkeit der bereits über vierzehn Jahre alten Kinder zu erlegen.

Nun vermochte die Wittib bei aller Einschränkung und fleißigster Arbeit diese Zinsen nicht zu erschwingen, sie brachte ab und zu kleinere Teilbeträge, darbte, hungerte, dennoch blieb sie mit der Zinsenzahlung stetig im Rückstand.

Der Richter nickte und wehrte ab, als die Bäuerin für die seit Jahren von der Obervormundschaft bekundete Rücksicht danken wollte. Er fragte, wie es jetzt auf dem Gütel stehe.

„Ganz schlecht, Herr! Ich bin fertig, ein Bettelweib!“

„Wie denn das?“

„Es ist zum verzweifeln, Herr! Mein ältester Bub ist seit etlichen Wochen . . .“ Hilflos guckte das arme Weib den Beamten an, es fehlte der richtige Ausdruck, das Fremdwort.

„Dein Ältester ist majorenn, großjährig geworden, ja?“

Die Witwe nickte und erzählte weiter: Der Thomas, der Älteste, bestehe jetzt auf Auszahlung des ihm gebührenden Erbteils in barem Gelde. Habe die Wittib bisher nicht einmal die Zinsen zahlen können, so sei es ganz unmöglich, ein Stück Kapital, das Erbteil des

Thomas, aufzubringen. Kein Mensch weit und breit gebe Kredit, es wisse ja jeder, daß die Wittib nichts verzinsen könne, und der Thomas weigere sich entschieden, für die Mutter auch nur die geringste Bürgschaft zu leisten. Er wolle sein Erbteil und wegziehen; er drohe mit gerichtlicher Klage und treibe somit die Mutter zur völligen Vergantung. Schluchzend jammerte die arme Frau, daß sie jetzt viel schlechter daran sei, als zu Beginn der Ehe und des Ankaufs des Gütels. Was durch vierundzwanzig Jahre erarbeitet, erspart, abgedarbt, zur Schuldentilgung verwendet wurde, nach dem Ableben des Bauers sei nun nichts mehr Eigentum der Witwe, sie müsse den Kindern verzinsen, dem Thomas ausbezahlen, was sie gar nicht besitze! Dafür sei die Wittib jetzt abgerackert, nicht mehr erwerbsfähig, siech und hinfällig; komme es zur Vergantung, so würde sie auch noch obdachlos werden. In Verzweiflung fragte die Bäuerin, ob das Gericht denn wirklich so grausam sein könne, eine arme Wittib derart zu peinigen, ins Elend zu stoßen . . .

So schmerzlich es dem Richter sein mochte, er mußte sagen, daß das Gesetz tatsächlich diese Bestimmungen enthalte, der großjährig gewordene Sohn die Erbteilauszahlung mit Recht fordern, die Mutter zur Beischaffung dieser Summe im Wege einer Darlehnsaufnahme drängen, darauf klagen könne. Ob mit schließlichem

Erfolg, das sei allerdings fraglich, ja unwahrscheinlich nach Lage der Verhältnisse. Helfen konnte der Beamte nun nicht, weder dienstlich noch privatim. Aber er bat, es solle die Witwe ihm den Sohn Thomas in die Kanzlei schicken, jedoch nicht sagen, was der Zweck der Vorladung sei.

Das arme Weib mochte die Vergeblichkeit aller Bemühungen ahnen, nach kurzem tränenreichen Dank und Abschied verließ die Frau die Kanzlei, eine Beute der Verzweiflung.

Am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienst erschien der Thomas vor dem Richter in der Amtsstube und fragte etwas unsicher nach dem Begehr des Beamten.

Kaum hatte der Richter die Erbteilangelegenheit angedeutet, kündete das Gesicht des Burschen Trotz und Härte. Die Hoffnung des Beamten, durch gütliches Zureden den Sohn von seiner Absicht, die Mutter zur Zahlung zu zwingen, abzubringen, erwies sich als vergeblich. Auf den Vorhalt, daß eine gerichtliche Klage gegen die Mutter zwecklos sei, das Anwesen aber völlig auf die Gant bringe, hatte der Quarzkopf die Stirne, dem Beamten zu sagen, es müßte zur Klage kommen und zur Versteigerung, die sicher so viel ergebe, was der großjährige Sohn zu fordern habe.

Vergeblich hielt der Richter dem Starrkopf vor, daß ein solches Vorgehen die Mutter und die übrigen

Geschwister ins Verderben bringen müsse. Vergebens appellierte der Beamte an das Herz, an die Kindespflicht der Dankbarkeit und Nächstenliebe.

Der Bursch wollte heiraten, sein Erbteil bekommen. Mutter, Geschwister, Elternhaus, Heimat, alles war ihm gleichgültig. Der Starrkopf hatte die Frechheit, sich jedes weitere Dreinreden zu verbitten.

Schmerzbewegt mußte der Richter die arme Witwe dem Elend überlassen; es gab kein Mittel, helfend einzugreifen.

Der Absti
und der
Quartalsgast

Der Absti und der Quartalsgast

Schauplatz: ein weltentlegenes Dörflein im bayerischen Hochland, und zwar das Gasthaus „Zum Löwen", Zeit: 1898.

Unweit des kleinen Wirtshauses an der Bergstraße lag das Gehöft des Baschtl (Sebastian), eines breitschultrigen Riesen, der das Längenmaß Ludwigs II. (1,92 Meter) noch an Körperhöhe übertraf. Die hervorstechendste Eichenschaft Baschtls war zum hellen Ärger des profithungrigen „Löwen"-Wirtes die Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken. Wochen, ja Monate hindurch wurde kein Tropfen Bier in das Baschtlanwesen gebracht, der Bauer mied das Wirtshaus lange Zeit. Baschtl war nämlich ein sogenannter Quartalsgast, ein Mensch, der nur jedes Vierteljahr einmal im „Löwen" erschien, und dies bei absonderlichsten Wetterverhältnissen. Am Quartalstage mußte der „unrichtige" Wind wehen, der dem sonst bienenfleißigen Hünen die Arbeitslust plötzlich, und zwar zu früher Morgenstunde, benahm, Durst und die Wirtshaussehnsucht mit Übermacht erweckte.

Der Zufall fügte es, daß ich an einem solchen Quartalstage im „Löwen“ weilte und Zeuge der drolligen Ereignisse werden konnte.

Es war im August, ein regnerischer Morgen mit flackerndem Wind. Gegen acht Uhr früh erschien der Koloß Baschtl unvermutet in der Zechstube, wo die Kellnerin mit Reinigung des Fußbodens emsig beschäftigt war. Aufs höchste überrascht rief die Maid: „Je, der Baschtl! Bleibst etwa gar da?“

Der Riese brummte: „A Halbi!“ und setzte sich, geduldig wartend, in eine Ecke. Es dauerte lange, bis ein Fäßlein Bier frisch angezapft wurde. Als der hünenhafte Gast sein Glas Gerstensaft auf dem Tisch hatte, zahlte Baschtl im voraus — zwanzig Halbe.

Mit den Gepflogenheiten des seltenen Gastes vertraut, erledigte die Kellnerin diese Geldangelegenheit wortlos, ohne eine Miene zu verziehen, und notierte an der schwarzen Holztafel oberhalb des Schenktisches ein Strichlein.

Diese Notizen mußten in schneller Reihenfolge gemacht werden, denn der stille Zecher leerte viertelstündlich ein Glas, das sofort frisch gefüllt werden mußte. Die Aufforderung hierzu gab Baschtl wortlos dadurch, daß er den Zinndeckel seines Glases offenstehen ließ.

Als der „Löwen“-Wirt von der Feldarbeit heimkam, es ging gegen Mittag zu, und den Quartalsgast

erblickte, grüßte der „Löwe“ vergnügt, und freundlich fragte der Wirt: „Bist schon auf, Baschtl? Bleibst zu Mittag? Willst einen Braten oder ein Hendl?“

„Na! I geh gleich wieder! Mei Ruah möcht i!“

Dieser Wunsch wurde sofort erfüllt, der Wirt entfernte sich.

Allmählich fanden sich Gäste ein, die nach der Landessitte sich dem Hünen zugesellten, auf ihn einschwätzten, den schweigsamen Baschtl aber nicht zum Reden bringen konnten. Auf das Mittagmahl verzichtend, nährte sich der Riese auf flüssige Weise, und um ein Uhr zahlte er zum zweitenmal im voraus zwanzig Glas. Die Rechnung stimmte: auf der Tafel zwanzig Strichlein.

Wie immer an Wochentagen, kamen gegen zwei Uhr nachmittags die Fuhrknechte mit leeren Wagen vom weitentfernten Bahnhof zurück auf der Fahrt über den Hochberg und hielten im „Löwen“ Einkehr.

Großes Hallo ob der Anwesenheit des seltenen Gastes. Aber der Baschtl blieb stumm und futterte feucht in bewundernswerter Gelassenheit.

Ein Versuch meinerseits, dem Riesen Gesellschaft zu leisten, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, scheiterte kläglich; Baschtl hatte sich, als ich mich an seinen Tisch setzte, höflich erhoben, lüftete das Hütel, brummte unverständlich, drückte das Hütel fest auf den

massigen Kopf, setzte sich, schwieg und leerte das vierzigste Glas.

Ein solch stummes Zechen hatte ich noch nicht erlebt; das Ende schien interessant werden zu wollen.

Um sechs Uhr abends zahlte der Hüne zum drittenmal, wieder zwanzig Glas!

Auf den Glockenschlag pünktlich erschien ein Dörfler, der täglich in den „Löwen" zu kommen pflegte und das Gegenstück zu Baschtl bildete. Ein Sägewerksbesitzer in halb städtischer, abgewetzter Kleidung, klein, klapperdürr, mit grauem Haar und weißem Bart.

Beide Männer grüßten einander mit stummem Kopfnicken. Dann bestellte der Müller wie immer ein Stück Braten und spendete mir die weise Lehre: „Alleweil warm zu Abend essen, Herr, dann leben Sie um gut zehn Jahre länger! Und nie feucht futtern!"

Die letztere Bemerkung war zweifellos ein dem Baschtl zugedachter Stich, doch der Hüne ignorierte denselben und verzog keine Miene.

Erst nach beendeter Mahlzeit ließ sich der „Holzwurm" ein Glas Bier geben; von Zeit zu Zeit nippte er daran, fast schien es, als wollte der enthaltsame Mann nur die Lippen befeuchten. Sein riesenhaftes Gegenstück aber leerte Nummer vierundvierzig.

Es mochte kurz nach sieben Uhr sein, da kam der dicke Dorfkrämer zum Tisch, grüßte höflich und fragte gut gelaunt den „Holzwurm": „Absti, bist auch da?"

Im Hinblick auf des Sägemüllers Enthaltsamkeit war das Wort „Absti" leicht zu deuten. Offenbar hatten sich die Dörfler das aufgeschnappte Wort „Abstinenz" in Abkürzung mundgerecht gemacht und einen Spitznamen für den enthaltsamen Sägemüller geprägt. Ein Glas Bier täglich tropfenweise genossen, das war wirklich eine bewundernswerte Abstinenz, noch dazu auf bayerischem Boden und bei einem ganz vorzüglichen „Stoff".

Bald darauf verließen die Gäste das Wirtshaus, nur Baschtl blieb, und meine Wenigkeit zur Beobachtung der Schlußszene.

Neun Uhr. Auf der Schenktafel paradierten neunundfünfzig Strichelchen. Jetzt erhob sich Batschl, ging festen Schrittes, nicht etwa unsicher oder wankend, zum Schubfenster und bestellte der Köchin ein Stück Kalbsbraten in einem — Suppentopf.

Die Hebe mochte die Eigenart des Riesen von früheren Quartalsbesuchen her bereits kennen; sie verriet keinerlei Überraschung. Ich aber war neugierig über die Maßen.

Ein Klingelzeichen am Schubfenster. Die Kellnerin brachte den Braten im Suppentopf an den Tisch. Baschtl bezahlte hierfür siebzig Pfennige, legte ein Fünferl

Trinkgeld für die Hebe dazu, packte den Topf, brummte etwas dergleichen wie „guten Morgen", und trug den Braten im Suppentopf über die dämmerige Straße in sein Gehöft.

Der Braten sollte ein Mittel sein, die Bäuerin zu — versöhnen. Übereinstimmend versicherten die Wirtsleute wie die Kellnerin, daß Baschtl das immer so mache in jedem Vierteljahr einmal. Die übrige Zeit bleibe der Riese dem Gasthaus fern und abstinent. Also zwei „Absti", doch von verschiedenster Art.

Auf Vorpaß

Auf Vorpaß

An einem Sonntagsmorgen im November stieg der Jagdgehilfe Michel Steinbacher von der Siedelung Werfenweng im engen Salzachtal bergan, durch dichten Nebel aufwärts zum wuchtigen Steinkoloß des Tennengebirges. Wie immer zu dieser Jahreszeit, war die Talung erfüllt von grauen, undurchdringlichen Schwaden, die wie Riesenschlangen sich hin und her bewegten und keinen Ausweg fanden, nicht steigen konnten, während hoch oben die gewaltigen Klippen und Zinnen des gewaltigen Steinmassives sonnenverklärt, schimmernd und gleißend in den blauen, wolkenlosen Himmelsdom ragten. Sonnenglanz, glitzernde Pracht und wohlige Wärme in den nur teilweise verschneiten Höhen; winterlicher Frost, stickiger Nebel, trostlose Öde in der Tiefe.

Durch das graue, feuchte Chaos klangen die Kirchenglocken vom Dorfe Werfen und von Bischofshofen dumpf, eher jammernd denn freudig, nicht festlich; ein trostloser Sonntagsmorgen. Viel lieber wäre der hagere Jägersmann in der warmen Stube geblieben oder in das Pfarrdorf gegangen, aber der Dienst rief den

Gehilfen streng und unerbittlich in das Revier, diesmal mit aller Rücksichtslosigkeit, denn oben stehen die Gemsen in der Brunft und die Wilderer gelüstet es um diese Zeit nach dem Gemsbart als Hutzier, und das Wildbret wird als Beigabe gern mitgenommen. Da nun Knechte und Burschen mit Vorliebe an Sonntagen in die Gemsreviere steigen, der Nebel sehr günstig war, so mußte der Forstmeister von Werfen, als Chef der Jagdschutzorgane, darauf bestehen, daß alle Jagdgehilfen die Reviere besonders an den Sonntagen im November schärfstens beaufsichtigten, und bis zum Schwinden des Schußlichtes im Dienst verblieben.

Dem Befehl gehorchend, trat Steinbacher den Marsch in die Klippen an, verdrießlich zwar, aber gehorsam und vorsichtig. Umgedreht der Bergstock, mit der Eisenspitze nach oben gerichtet, der Werndlstutzen am Riemen an der linken Schulter hängend. Geschärft die Ohren, vorwärts gerichtet die forschenden Blicke. Nebel ringsum. Kaum waren die Fichten erkennbar, die in dünnem Bestande den steinigen Pfad eine Strecke bergan begleiteten, dann aber zurückblieben an der Baumgrenze, vor der öden Steinwildnis des Tennengebirges.

Der feuchte Nebel trieb den Jäger zur Eile; es erwachte die Sehnsucht, bald in den wohligen Sonnenschein der lichten, freien Höhe zu gelangen, hinauf zum

Revier und Jagdtrieb „Stein“, einem hochgelegenen großen Latschenterrain, das besonders scharf überwacht werden muß.

Je höher der Jäger kam, desto mehr lichtete sich der Nebel. Nur noch dünne Schleier lagen in der Luft und die Sonne blinzelte hindurch.

Plötzlich ein Schuß, noch einer, ein drittes kurzes „Bang“.

„Höllteufi!“ pfauchte der überraschte Gehilfe und blieb wie angewurzelt stehen, lauschend, bestrebt, sich über die Gegend, wo die Schüsse gefallen, zu orientieren. Zweifellos „jagen“ einige Raubschützen im „Stein“, wahrscheinlich am höchsten Ende des „Triebes“. Damit hatte Steinbacher eine heillose Bescherung am Halse. Unausbleiblich die schwere Rüge dafür, den Reviergang zu spät angetreten zu haben, so daß die Wilderer vor ihm oben waren! Sicher zu erwarten der schärfste Rüffel, wenn die Kerle gute Gamsböcke umgelegt haben! Wenn der Jäger nun die Raubschützen nicht abfangen, zu Tal bringen und der Gendarmerie übergeben kann, dann heißt es von Stellung und Heimat Abschied nehmen.

Noch ein Schuß und wieder einer. Unzweifelhaft in der „Steinhöhe“.

Also hinauf zum großen Latschenfeld im Felskessel, den Hauptwechsel, der allein durch das Kar herabführt,

verstellen, Vorpaß halten, bis die Lumpen herunterkommen. Dann kann der Kampf auf Leben und Tod beginnen.

Die Höhendifferenz von etwa fünfhundert Metern hatte Steinbacher in kürzester Zeit überwunden; keuchend und dampfend erreichte er den Hauptwechsel am Latschenkar. Ein scharfes Absuchen jeder Falte in den Wänden, der Felsbuckeln, des Krummholzes im Kessel. Nichts zu äugen. Kein Mensch, kein Gams. Totenstille. Warmer Sonnenschein, fast heiß. Blauer Himmel, flimmernde Luft. Blendende Goldstrahlen auf den Felswänden, die Kalkmauern gleißen, werfen die Lichtfülle zurück, so daß die Augen schmerzen. Unerträglich das Passen an dieser Stelle infolge des Blendlichtes. Der Jäger suchte ein geschütztes Plätzchen, das auch Deckung gewähren sollte. Es wollte sich eine solche Stelle nicht finden lassen. Ging Steinbacher am Rande des Latschenfeldes im Bogen nach rechts, stellte er sich dort auf, so hätte er wohl die gleißende Wand im Rücken, aber schlechten, ungenügenden Ausblick auf den in das Kar einmündenden Hauptwechsel. Der Jäger auf Vorpaß wäre von den durchziehenden Raubschützen zu weit entfernt, außerstande, energisch genug eingreifen, die Lumpen abfangen zu können.

Mit schußbereitem Stutzen pirschte Steinbacher im Halbkreis um das Kar zur linken Seite. Auch hier

keine Deckung, dafür den Übelstand, daß der Jäger voll im blendenden Licht stünde, die Sonne in den Augen.

Ein qualvolles Kalkulieren, dabei Augen und Ohren auf das höchste angestrengt. Jede Minute kann die Lumpen herabbringen und damit den Kampf.

Durch das Latschenfeld führt eng, kaum sichtbar, der Wechsel, ein Geröllfaden, auf dem der Jäger nun aufwärtspirschte, entschlossen, die Vorpaß weiter oben im „Stein" zu halten, und dort die Raubschützen zu erwarten. Gebückt durchquerte Michel das Krummholzdickicht. Ein Schleichen durch die Karzunge hinan zu den Tobelklippen. Blitzesschnelle Blicke voraus, hinauf zur Enggasse des „Steines". Nichts zu sehen.

Ein Pfiff. Eine Gemsgeiß flüchtete. Dann Totenstille.

Michel stand mehr als eine Stunde an der Mündung der Enggasse im Schatten und fror. Vom scharfen Aufstieg erhitzt, empfand er die Kälte im Schatten und das Ruhigstehen doppelt unangenehm. Die Pflicht forderte gebieterisch das Ausharren. Wenn der frierende Jäger aber vor Kälte mit den Zähnen schebbert, steife Finger haben wird, ist an ein erfolgreiches Eingreifen zur Dingfestmachung der Wilderer nicht zu denken. Und alsbald klapperten die Zähne so laut, daß es weit zu hören war, und Steinbacher ob dieses Geräusches selbst

erschrak. Hinaus in die Sonne. Wenige Schritte genügten hierzu.

In wohliger Wärme verlor sich das Frostgefühl. Aber die Sonne darf der Jäger auf Vorpaß nicht in den Augen haben; dreht er sich um, so zeigt er den Wilderern den Rücken. Diese Stellung ist dienstwidrig, dumm, und kann das Leben kosten.

Michel änderte die Stellung. Nur auf einige Minuten wollte er noch die Wohltat der Sonne genießen, dann dienstwillig wieder im Schatten passen. Freilich drehte er jetzt der Enggasse den Rücken. Flink den Hahn des Stutzens in Ruh gesetzt, das Gewehr auf die Schulter gehängt. Hastig rieb Steinbacher sich die froststarren Hände. Nur drei Minuten noch Wärme schinden. Bald wird die Sonne sinken. Wo die Lumpen wohl so lange bleiben mochten? Sollten sie in der Höhe die Dämmerung abwarten, unter dem Schutze der Nacht mit der Beute zu Tal gehen wollen? Wenn das beabsichtigt sein sollte, wird Michel noch einige Stunden warten müssen, hungrig und durstend. Einen Happen Speck und ein Stück Schwarzbrot hätte er im Rucksack; doch jetzt essen, das ist undenkbar, wäre eine ungeheuerliche Pflichtverletzung.

Ein Frostgefühl in den Füßen veranlaßte den Jäger zum Strampfen.

War das nicht ein leises „Steineln"? Vermutlich

hatte Michel mit seinen Füßen das Geräusch im Geröll hervorgerufen. Nach dem Stutzen greifend, wollte Steinbacher pflichtgemäß den Posten im Schatten beziehen, da fesselte die wundervolle Färbung der vielen Bergeshäupter sein Auge. Der Wind hatte umgeschlagen und war föhnig geworden, der „Hochkönig" leuchtete nahezu zitronengelb, blendend weiß zeigte sich der „Dachstein" am lichtblauen Firmament. Silbergrau die vielen Spitzen gen Ost, ungeheure Wände mit schneeigen Runsen. Und aus Süd schwammen kleine Wolken heran, die, schnell segelnd, gespenstige Schatten auf die Schneefelder warfen. Ein wundersames Leuchten in den herrlichsten Farben.

Wenige Augenblicke genoß der Jäger dieses farbenprächtige Schauspiel, aber die winzige Spanne Zeit einer eklatanten Pflichtvernachlässigung genügte zur Entwicklung eines von Steinbacher unerwarten Ausganges seiner Vorpaß. Hageldicht sausten drei Bergstöcke auf den Jäger nieder, Michel stürzte und lag plötzlich wehrlos am steinigen Boden.

Die im Gesicht geschwärzten Raubschützen hielten inne, da sie den Feind bezwungen sahen, einer nahm Michels Stutzen an sich, die anderen zwei Kerle warfen je einen Gemsbock auf die Schulter; grinsend, doch stumm zog die Bande auf dem nun unbesetzten Wechsel durch

das Latschenfeld ab, hinunter in den Bereich des schützenden Talnebels.

Frühzeitig sank die Novembersonne, die den Kampf gegen die anstürmenden Föhnwolken alsbald aufgegeben hatte. Am „Stein" ward es kalt und dunkel. Der Frost trieb den Jäger auf. Michel war bös verhauen, die Glieder und besonders der Kopf schmerzten, doch eine schwerere Verletzung hatten die kräftigen Hiebe nicht hinterlassen. Schmerzlicher wirkten auf den Gehilfen die Gedanken an die Folgen seiner Pflichtvernachlässigung. Zur Naturbewunderung wird ein Jäger nicht in das Revier geschickt. Kommt der Vorfall zur Kenntnis des gestrengen Forstmeisters, dann wird Ruf und Stellung verloren, Steinbacher weit und breit unmöglich sein. Der Spott für die verunglückte Vorpaß, für den „Naturfreund", der Dienst und Raubschützen vergaß, wird sich lebenslang an seine Fersen heften. Darüber war sich Michel klar, nicht aber über die nun zu unternehmenden Schritte. Soll er die fatale Geschichte totschweigen und die Raubschützen unbehelligt lassen? Ein Umstand macht dies unmöglich: der Verlust des Dienststutzens, den die Wilderer mitgenommen haben. Da Steinbacher kein zweites Gewehr besaß, mußte der Mangel einer Waffe dem Vorgesetzten sogleich auffallen, der Rest wird ein notgedrungenes Geständnis, die Entlassung sein.

Michel hatte sich aufgerichtet, er befühlte seine

Glieder. In der Enggasse steinelte es leise. Einen neuen Überfall befürchtend, ergriff der Jäger flink seinen am Boden liegenden Bergstock.

An der Gassenmündung erschien zum Schrecken Michels der Forstmeister, der den Sonntag zu einem ausgedehnten Kontrollgang seiner Jagdgehilfen benützt hatte und nun unvermutet am „Stein" auftauchte.

Michels Gesichtsausdruck und klägliche Stellung ließen alles erraten. Überdies hatte der Beamte hoch oben im Revier die verdächtigen Schüsse vernommen.

Die Auseinandersetzung gestaltete sich wegen der zunehmenden Finsternis sehr kurz, doch inhaltsreich. Dann marschierten beide ab gen Tal.

Noch am selben Abend mußte Steinbacher die Gendarmerie verständigen und sein Bündel schnüren. Die vom Forstmeister verhängte Strafe lautete auf Versetzung in das äußerste Ende des nördlichen Jagdbezirkes. Der Aufseher dieses groben Reviers hat sofort Michels Posten zu übernehmen. In der Nacht mußte Steinbacher den unangenehmen Marsch antreten.

Die Bemühungen der Gendarmerie blieben vergeblich, bis Weiberzungen den Schleier auf eine drollige Weise lüfteten. Die Renommiersucht eines Weibes half den Gendarmen auf die Spur, die Äußerung einer Raubschützenfrau einer Nachbarin gegenüber, daß — Gamsbraten viel besser schmecke denn Kuhfleisch, daß aber

nur schneidige Leute, nicht „Hasenfüße" solche Leckerbissen bekommen. Dieses protzige Renommieren, die Verhöhnung der Armut, veranlaßte die geärgerte Nachbarin zur Anzeige, und in der nächsten Stunde war der eine Raubschütz verhaftet. Bei dieser Gelegenheit tat der findige Gendarm ein übriges, er erzählte dem aufhorchenden Häftling eine rührende Geschichte von der „heldenhaften Verteidigung" des Jägers Steinbacher mit dem erhofften Erfolg, daß der gefesselte Raubschütz erbost den Jäger Michel mit den saftigsten Ausdrücken aus der Zoologie belegte, mit dem Ausdruck grimmiger Verachtung den Sachverhalt eingestand, und unvorsichtig die Namen der Komplizen nannte.

Selbstverständlich hatte der kluge Gendarm alsbald die übrigen Raubschützen und Michels Stutzen.

Steinbacher hatte auch im neuen Revier schwer unter Hohn und Spott zu leiden, die Geschichte seiner Vorpaß war meilenweit in der ganzen Gegend von Mund zu Mund geflogen. Die bitterste Zeit kam aber für Michel, als der Fall vor dem Landesgericht in Salzburg verhandelt und Steinbacher als Hauptzeuge vernommen wurde. Öffentlich die Pflichtvernachlässigung, die dienstwidrige Naturbewunderung, die begangene Dummheit eingestehen zu müssen, das war eine herbe Strafe, die nicht gemindert wurde durch die Verurteilung der Raubschützen zu längeren Kerkerstrafen. Und sehr schmerzlich

war es auch, daß dem Jäger nach Schluß der Verhandlung öffentlich sein — Dienstgewehr wieder eingehändigt wurde.

Michel wird wohl bis an das Ende seines Jägerlebens an die verunglückte „Dorpaß mit Naturbewunderung“ denken.

Der findige Gendarm

Der findige Gendarm

Auch ein Gendarm freut sich auf die fröhliche Weihnachtszeit und erhofft sich wenigstens einen dienstfreien Tag. So auch der k. k. Gendarm Kurz (der Name ist willkürlich gewählt) im schönen Städtchen Kufstein am Inn, das sich im Schneeschmuck allerliebst präsentierte um Weihnachten vor drei Jahren.

Am Vorabend des wonnigen, für Familienväter so kostspieligen Festes gab es eine „Neue“, es schneite lustig just zur Stunde, da bei der Kufsteiner Gendarmerie die Anzeige einlief, daß der im Städtchen wohnhafte Holzknecht Bartl Richthammer im Staatsforst bei Tiersee einen Rehbock geschossen und vor einigen Tagen im abendlichen Dunkel heimgetragen habe. Dem Dienstturnus zufolge mußte der Gendarm Kurz pflichtgemäß die Nachforschung auf Grund der Anzeige vornehmen.

Es gab aber eine vordringliche dienstliche Abhaltung, auch ein Rapport mußte noch erstattet werden, und darüber verfloß so viel Zeit, daß die Dämmerung ihre Schleier um das schöne Städtchen wob.

Das Schneien hatte aufgehört. Ärgerlich stapfte

Gendarm Kurz hinaus zu den letzten Häusern Kufsteins; der Beamte war im voraus überzeugt, daß es zur Dämmerstunde ein schlechtes Suchen im Häuschen des Wilderers sein werde. Diese Ahnung erfüllte sich; Kurz fand wohl den verdächtigen Holzknecht in der behaglich erwärmten, von einer kleinen Lampe dürftig erhellten Stube, im Keller aber nichts, rein gar nichts von Wildbret, so viel Ecken und Winkel der Gendarm bei Kerzenlicht auch absuchte. Um doch etwas am heiligen Abend zu haben, nahm der Gendarm den Holzknecht mit trotz seines Protestes und der Beteuerungen seines Weibes, wonach in ganz Tirol kein so engelreiner unschuldiger Holzknecht zu finden sei.

Auf dem elektrisch so schön beleuchteten Wege zum Gerichtsgefängnis sah der „Engelreine" just am Kufsteiner Stadtberg in einem Hause die Lichterchen eines Christbaumes erglänzen. Dieser Anblick veranlaßte den Holzknecht zur Frage: „Willst mich wirklich g'rad heut, am heiligen Abend, einliefern?"

Herr Kurz war in übler Laune; streng genommen fehlte die Berechtigung, den Holzknecht nach der erfolglos gebliebenen Haussuchung dem Gericht einzuliefern. Den Mann aber frei zu lassen, ging auch nicht an. Brummig erwiderte der Gendarm: „Ist mir z'wider genug! Auch unsereiner möcht von Weihnachten was haben!"

„Freilich z'wider! G'rad heut! Und morgen der

Feiertag! Wildbret werden s' keines haben in der G'fängniskuchel!"

„Ich glaub nicht! Hättest halt voressen sollen vom Wildbret!"

Der Holzknecht lachte im Weiterschreiten hellauf: „Hab ich auch! Werd decht (doch) nicht so dumm sein und warten, bis der Gendarm kommt!"

„Ah so wohl, freilich! Aber in zwei Tagen kann man doch nicht einen ganzen Rehbock verzehren!"

„Hihi, sell geht freilich nicht!"

„Hast wohl den größeren Teil verräumt? Hoffentlich so gut versteckt, daß wir ihn nicht finden können!"

„Ist richtig! So g'scheit wie ein Gendarm ist unsereins auch, decht wohl allweil noch pfiffiger! Was gilt's, der Herr Gendarm findet nicht einen Brosen (Bröselchen) vom Wildbret?!"

„Also gestehst zu, den Rehbock gestohlen zu haben?"

„Freilich, warum denn nicht?!"

„Das genügt! Und das Weitere wird sich schon finden!"

„Sell glaub ich nicht! So, da wären wir, lassen wir uns halt einsperren! Z'wider freilich g'rad auf Weihnachten, aber kannst nix machen, Brüderl!"

Die Glocke gellte, das Tor wurde geöffnet, der Holzknecht-Wilderer abgeliefert. Kurz stapfte heim und notierte das Geständnis bei Lampenschein. Und bei

Kletzenbrot und Rötel sann der Gendarm nach, wo der Wilderer wohl den größeren Rest des Wildbrets versteckt haben könnte. Dienst bleibt Dienst auch am Weihnachtsfeiertag. Kurz wartete nur die Tageshelle ab, das Sonnenlicht, welches mit festlichem Glanz das schöne Grenzstädtchen verklärte; feierlicher Glockenklang ertönte, die Berge erglänzten im Hermelin und Goldesflimmer, als Gendarm Kurz abermals im Häuschen des Holzknechtes erschien und dem Eheweibe bekannt gab, daß der „engelreine“ Gatte seine Tat freiwillig eingestanden habe.

Die Richthammerin guckte groß und jammerte dann, daß „man“ nicht einmal auf Weihnachten Ruhe vor der Gendarmerie habe und vom Kirchgang abgehalten werde.

Kurz erwiderte: „Gehst halt später, um zehn Uhr ist auch noch eine Meß! Derweil aber wollen wir in den Stuben nachschauen!“

Das Weib fügte sich und öffnete die anderen zwei Stübchen, beantwortete eine bezügliche Frage dahin, daß die dritte Stube ein Zimmerherr, der Taglöhner Johann Flick, gebürtig aus Fischbachau in Bayern, bewohnt habe.

„Wo ist der Mann?“

„Er wird halt wohl heimg'fahren sein auf Weihnachten!“

Emsig suchte der Gendarm und fand nichts, rein nichts. Kein Wildbret, nicht die Spur von irgendwelchem Schießzeug, nichts, absolut nichts. Sehr ärgerlich für den Beamten, zumal die Richthammerin maliziös meinte, es solle sich der Gendarm nicht weiter bemühen, denn im Hause befinde sich kein „Brosen Wildfleisch".

Diese von einem boshaften Grinsen begleitete Äußerung machte den Beamten stutzig, doch erwiderte er nichts und gab die Haussuchung auf.

Kurz ging, blieb aber vor dem Häuschen stehen und guckte ringsum. Geschulte Gendarmenaugen sehen viel, sollen alles sehen. Der Beamte sah denn auch im frischen Neuschnee eine Menschenfährte, die vom Häuschen wegführte in der Richtung zur Johanniskapelle bei Kufstein. Eine verdächtige Fährte, weil sie just vom Häuschen des Wilderers wegführt.

Schnell entschlossen kehrte der Gendarm um, trat in das Häuschen und forderte von der Richthammerin je einen Schuh des Gatten und des „Zimmerherrn". Heilloses Gezeter, Weigerung, wortreicher Protest, Verbalinjurien. Darauf vom Gendarm die Ankündigung einer gerichtlichen Klage wegen Beamtenbeleidigung im Dienst, die Androhung sofortiger Verhaftung, wenn die geforderten Schuhe nicht augenblicklich ausgefolgt werden.

Die Richthammerin konnte nun wirklich nur die

Reserveschuhe des Gatten geben, der „Zimmerherr" hatte kein zweites Paar Schuhe zurückgelassen.

Kurz verglich die Fährte mit den Holzknechtschuhen, es stimmte nicht. Damit war der Beweis erbracht, daß Richthammer die Spur im Schnee nicht getreten hatte. Vermutlich also ein anderer, wahrscheinlich der „Zimmerherr", der sich „auf Weihnachten" verflüchtigte.

Der Gendarm folgte der Fährte langsam, scharf äugend. Es fiel ihm die Tiefe der Stapfen im Schnee auf; so tief eingedrückt kann eine Schuhspur nur dann sein, wenn der betreffende Wanderer sehr gewichtig ist, oder eine schwere Last getragen hat.

Kurz kombinierte nach kluger Gendarmenart, er suchte die Tatsache der vom Wildererhäuschen wegführenden Fährte mit der Tiefe der Stapfen in Verbindung zu bringen. Die Schuhe Richthammers paßten nicht in die Spur, also kann nur ein Freund, wahrscheinlich der „Zimmerherr" die Stapfen getreten haben als Lastträger, und die schwere Last dürfte der Rest des gestohlenen Rehbocks gewesen sein. Also ist der Lastträger der Hehler, der Beseitiger des Wildbrets. Wohin mochte aber die Last gebracht worden sein?

Im Sonnenschein schimmerte und glänzte die einsam stehende Kapelle dem heiligen Johannes geweiht. „Ein Kirchlein steht im Blauen." Die Kapelle stand im Schnee, sie muß vor einigen Stunden besucht worden sein. Von

einem frommen Wanderer, der das Schneetreten nicht scheute?

Der Gendarm trat in die Kapelle, durch deren Fenster die Sonnenstrahlen neugierig einfielen. Ein winzig Kirchlein, in nichts anders wie alle tirolischen Kapellen. Und nichts zu sehen, was irgendwie auf eine hier versteckte Last deuten könnte. Pflichtgetreu suchte der Beamte jeden der wenigen Betstühle ab. Nichts zu sehen, nur Staub vom Sommer her.

Ein Irrtum also, auf falscher Fährte der Gendarm. Kurz verließ die geweihte Stätte und suchte, sie umkreisend, die Fußspur ab. Sie führte nicht weiter, sondern zurück nach Kufstein.

Wieder ein Sinnen und Kombinieren. Der fromme Wanderer war also nur bis zur Kapelle gegangen, von da wieder heim. Die zurückführende Spur war aber, wie der Gendarm nun wahrnahm, nicht mehr so tief in den Stapfen. Also mußte sich der Wanderer seiner Last entledigt haben. Wo aber steckt diese Last? In der Kapelle war doch nichts zu sehen!

Kurz trat wieder ein. Die Gendarmenaugen suchten emsig nun den steinernen Boden des Kapellchens ab.

„Oha!“ rief der Beamte unwillkürlich. Mitten im Gotteshäuschen lag vor dem Altar auf dem Boden ein Schneebällchen, nicht größer als ein Schuhabsatz, also abgefallen auf dem kurzen Weg von der Türe zum

Altar. Natürlich ging nun der Beamte bis zum kleinen Altar, der scharf gemustert wurde. Nichts zu sehen als der übliche Schmuck, ein Kruzifix und zwei Kerzenleuchter. Links vom Altärchen auf dem Fußboden ein winzig Teilchen Schnee.

Im Nu stand der Beamte nun hinter dem Altar, und abermals entschlüpfte dem Beamten ein „Oha!" Stand da ein großer Kübel, gefüllt mit Pökelfleisch, daneben ein dem Schutze des heiligen Johannes anvertrautes Abschraubgewehr, wie es die Wilderer im Gebrauch haben, eine Menge von Reh- und Gemsläufen, mehrere Rehdecken und eine Anzahl von Rehgehörnen und Gemskruken.

Ein erquickender Fund für ein Gendarmenherz!

Kurz ließ alles stehen, wie es stand und lag, aber die Kapelle schloß er mit dem freilich arg quietschenden, rostigen, im Schloß steckenden Schlüssel ab. Dann stapfte der Beamte mit dem Schlüssel seelenvergnügt im Sonnenschein nach Kuffstein zurück. Einen schöneren Weihnachtstag hätte der pflichttreue, kluge Gendarm nach dieser Entdeckung nicht haben können. Der Fund in der Johanniskapelle war seine Weihnachtsbescherung. Eine andere bekam der „Zimmerherr", als auf Vorhalt die Richthammerin nun die Hehlerdienste des Johann Flick, die Verbringung des Wildbrets usw. in die Kapelle, ja noch mehr, die aktive Beteiligung des „Zimmer-

herrn" an den Wildereien Richthammers im Kaisertale eingestand. Demzufolge bat ein Diensttelegramm der Kufsteiner Gendarmerie den bayerischen Kollegen in Fischbachau um Verhaftung des Johann Flick, falls dieser „auf Weihnachtsurlaub" in seinem Heimatsort weilen sollte. Der freundliche Zimmerherr wurde noch am Festesabend mit dem letzten Personenzug nach Rosenheim in das Gefängnis „geleitet". Der „Urlauber" erhielt als Weihnachtsgabe post festum eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten. Der gemütliche und so überaus „pfiffige" Kufsteiner Holzknecht und Erzwilderer wurde nach Innsbruck gebracht, wo er vor dem Landesgericht seine wildmordende Tätigkeit in vollem Umfange und mit einem gewissen Stolz eingestand und mit einer Strafe von drei Monaten schwerem Kerker „belohnt" wurde. Das eingepökelte Rehwildbret, den Weihnachtsbraten, bekam er trotz des „pfiffigen" Versteckes nicht.

So geschehen zu Kufstein an Weihnachten 1904.

Typographmaschinensatz und Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.

Inhalt

Die Bücher des Deutschen Hauses

Herausgegeben von **Rudolf Presber.**

In gleicher Ausstattung gelangen zur Ausgabe:

I. Reihe, roter Einband:

1. **Goethe:** Die Leiden des jungen Werther.
2. **Otto Ludwig:** Zwischen Himmel und Erde.
3. **E. T. A. Hoffmann:** Die Elixiere des Teufels.
4. **Friedrich Spielhagen:** Deutsche Pioniere.
5. **Zschokke:** Hans Dampf. Kleine Ursachen.
6. **Max Kretzer:** Die Sphinx in Trauer.
7. **Thackeray:** Der Diamant.
8. **Balzac:** Die Frau von dreißig Jahren.
9. **Brüder Grimm:** Märchen.
10. **Dickens:** Weihnachtserzählungen.
11. **Nicolai:** Zur Neujahrszeit.
12. **Leo Tolstoi:** Die Kosaken.
13. **Karl Grunert:** Der Marsspion.
14. **Spanische Novellen.**
15. **Hans Hauptmann:** Auf tönernen Füßen.
16. **Henry Murger:** Bohème.
17. **Deutscher Humor.** 1. Band.
18. **Björnson:** Synnöve Solbakken.
19. **Jean Paul:** Dr. Katzenbergers Badereise.
20. **Gespenster-Novellen.**
21. **Canter:** Fahrendes Volk.
22. **Gerstäcker:** Die Flußpiraten. 1. Band.
23. **Gerstäcker:** Die Flußpiraten. 2. Band.
24. **Deutscher Humor.** 2. Band.
25. **Puschkin:** Pique Dame.

2. Reihe, grüner Einband:

26. **Heinrich von Kleist:** Novellen.
27. **Levin Schücking:** Agathens Geheimnis.
28. **Walter Harlan:** Die Dichterbörse.
29. **Karl Immermann:** Der Oberhof.
30. **Gogol:** Novellen.
31. **Fr. v. Oppeln-Bronikowski:** Der Rebell.
32. **Charles Dickens:** Klein Dorrit. 1. Band.
33. **Charles Dickens:** Klein Dorrit. 2. Band.
34. **Richard Nordhausen:** Die rote Tinktur.
35. **Guy de Maupassant:** Novellen.
36. **Ed. A. Poe:** Die denkwürdigen Erlebnisse des A. G. Pym.
37. **Margarete Wolff-Meder:** In den Sielen.
38. **Arthur Achleitner:** Geschichten aus den deutschen Alpen.
39. **Lawrence Sterne:** Tristram Shandy.
40. **Max Bittrich:** Spreewald-Geschichten.
41. **Cervantes:** Don Quixote. 1. Band.
42. **Cervantes:** Don Quixote. 2. Band.
43. **Hermann Heiberg:** Fluch der Schönheit.
44. **Joseph v. Eichendorff:** Aus dem Leben eines Taugenichts.
45. **Léon de Tinseau:** Der Mitgiftjäger.
46. **Max Nordau:** Zur linken Hand. 1. Band.
47. **Max Nordau:** Zur linken Hand. 2. Band.
48. **Verga:** Sizilianische Bauerngeschichten.
49. **Emile Zola:** Ein Blättlein Liebe.
50. **Fritz Reuter:** Ut de Franzosentid.

3. Reihe, grauer Einband:

51. **E. T. A. Hoffmann:** Das Fräulein von Scuderi.
52. **E. v. Wolzogen:** Die Gloriahose.
53. **P. H. Hartwig:** Kinderland.
54. **Gabriele d'Annunzio:** Novellen.
55 u. 56. **E. L. Bulwer:** Die letzten Tage von Pompeji.
57. **K. Jul. Weber:** Demokritos.
58. **Leo Berg:** Balladenbuch.
59. **F. W. Hackländer:** Pilgerzug nach Mekka.
60. **Aug. Strindberg:** Novellen.
61. **Alfred Meebold:** Sarolta.
62. **Tiergeschichten.**
63. **Humor des Auslandes.**
64. **Th. Zolling:** Klatsch.
65. **Alexis Tolstoy:** Zar Iwan der Schreckliche. 1. Band.
66. **Alexis Tolstoy:** Zar Iwan der Schreckliche. 2. Band.
67. **Otto Ludwig:** Heiterethei.
68. **Torresani:** Schwarzgelbe Reitergeschichten.
69. **E. de Goncourt:** Die Brüder Zemganno.
70. **A. E. Brachvogel:** Friedemann Bach.
71. **J. J. David:** Der Bettelvogt.
72. **Edela Rüst:** Der Orgel-Auger.
73. **E. A. Clausen:** Henny Hurrah!
74. **F. v. Dostojewski:** Der Doppelgänger.
75. **W. Hauff:** Memoiren des Satans.

Jeder Band 90 Pfg.